

Ausgabe 111/2021

CHF 7.00

VÖGELEKULTUR BULLETIN

ALLES AUSSER GEWÖHNLICH

Zusammen
sein
2021
EIN AUGENSCHEN



Carl Brandt André Roth

Das Zusammensein wurde in Arosa der 1930er-Jahre ausgiebig gefeiert. Carl Brandt hat die Menschen dabei beobachtet und festgehalten – er gilt zu Recht als wichtigster Protokollant der Aroser Moderne.

Lebensfreude, Unbeschwertheit, der Glaube an die Zukunft – die Fotos von Carl Brandt (1893–1972) verströmen jene Zuversicht, von der Menschen unserer Tage oft ausgiebig träumen. Entstanden sind sie in den 1930er-Jahren in Arosa. Über Europa ziehen dunkle Wolken auf, aber über den Bündner Bergen scheint die Sonne. Arosa ist daran, sich vom Kurort zum touristischen Hotspot zu wandeln. Die Moderne prägt die Architektur und das Selbstverständnis der Menschen – und Fotograf Carl Brandt protokolliert den Umbruch mit unzähligen Fotos und Filmen. Er gilt noch immer als wichtigster Fotograf der Aroser Moderne.

Im diesem Heft zeigen wir eine Bilderserie von Carl Brandt – der Zürcher Fotograf André Roth hat originale Filmsequenzen des Zeitzeugen ab Bildschirm fotografiert und nachbearbeitet. Er überlagert die Stills mit Farbfeldern und gibt der Historie dadurch einen modernen Anstrich. Was beweist: Lebensfreude und Optimismus bleiben immer aktuell. Besonders in schwierigen Zeiten, wie wir sie gerade durchleben.

Wer Carl Brandt näher kennen lernen will: Auf der DVD *Heimkino – private Filmschätze der Schweiz* wird der Fotograf und dessen Schaffen porträtiert – neben 12 anderen (Hobby-)Dokumentaristen der 1930er- und 1940er-Jahre, welche in Fotos und Schmalspurfilmen das Leben dieser Dekaden festhielten. Zu kaufen ist diese DVD etwa online im Shop von srf.ch. O

2

Carl Brandt

und ANDRÉ ROTH

5

«Die geschenkte Zeit war für mich grösstenteils ein Segen»

Interview mit MONICA VÖGELE

9

Homo hapticus

EKATERINA PETROVA

11

Den Bock zum Sünder machen

BERTHOLD ROTHSCHILD

13

Sich das Ich anbieten

KILIAN ZIEGLER

15

Think global – act local

INA ECKERT

16

«Die Grundlagen unserer Persönlichkeit sind in den Netzwerken unseres Gehirns verwoben»

Gespräch mit LUTZ JÄNCKE

23

Ich und ich

JEREMIAS HEPELER

27

Virtuelle Begegnungen

KLAUS EIDENSCHINK

30

«Je grösser der Beziehungskreis ist, in dem ich solidarisch sein soll, umso schwieriger wird es»

Interview mit SIGHARD NECKEL

34

Hallo, Nachbar

WALTER SIEBEL

39

Was Meinungsfreiheit bedeutet – und was nicht

KATRIN SCHREGENBERGER

44

Wir müssen reden! Aber wie?

RAFFAEL SCHUPPISSER

47

«Wie die Pandemie die Welt meiner Tochter entzaubert

ADRIAN LEMMENMEIER

48

Folter der Seele

JUDITH HOCHSTRASSER

50

Fluchtort Beete

ROLAND GRÜTER

52

Wo Menschen Nähe suchen – und einander trotzdem fremd bleiben

JUTTA ALLMENDINGER

und JAN WETZEL

54

Fokus Kultur

Neue Räume für die Kunst

55

Fokus Kultur

Die Ausstellungen im Vögele Kultur Zentrum





«Die geschenkte ZEIT war für mich grösstenteils ein SEGEN»

Dieses Sonderheft widmet sich Fragen rund um das Zusammensein.

Wie reden wir miteinander? Welche Bedeutung haben nachbarschaftliche Freundschaften? Was zeichnet Meinungsfreiheit aus, was Solidarität? Stiftungsratspräsidentin **Monica Vögele** erklärt, weshalb sie die entsprechenden Antworten als wichtig erachtet – und wie sie die Krise erlebt und gemeistert hat.

Interview: ROLAND GRÜTER

Corona hat das Zusammensein der Menschen buchstäblich auseinandergerissen – das Zusammensein wurde zum Sein. Vermissen Sie die erste Worthälfte sehr?

MONICA VÖGELE: Teils, teils. Anfangs fehlte mir das Zusammensein, so wie es viele definieren, nicht so sehr, da ich mich eh lieber in kleinen Gruppen treffe. Darin kommt man sich näher, die Gespräche werden lebendiger, intimer. Doch dann kam der 85. Geburtstag meiner Mutter. Ich bin in einer Familie mit fünf Kindern aufgewachsen. Es gab kein wirkliches Fest, wir mussten uns sehr einschränken, wir konnten weder Partner noch Kinder dazunehmen. Aber: Wir sassen uns gegenüber – zusammen. Mir wurde dadurch bewusst, wie kostbar und freudvoll Begegnungen sind, auch wenn sie in diesen Zeiten selten möglich sind.

Andere litten unter den Ein- und Beschränkungen der vergangenen Monate stärker. Wenn nicht einsam: Wie erlebten Sie diese Zeit?

Gegen aussen angenehm ruhig, gegen innen wunderbar lebendig! Die meisten Treffen und Anlässe – insbesondere auch die unwichtigen – entfielen. Ich konnte mich ungestört in den Alltag vertiefen. Und manchmal auch darin verlieren. Sei es in neue Konzepte, in ein Buch, ins Kochen oder auch mal ins Ordnen von alten Korrespondenzen. Nicht immer nur kleine Zeitfenster zur Verfügung zu haben, empfinde ich geradezu als Luxus. Meine Lieben und ich wurden bislang von Corona verschont, alles gut also.

Fehlten Ihnen Begegnungen kein bisschen?

Natürlich vermisste ich sie. Vor allem die kurzen, spontanen, also ungeplanten Treffen – oder den gemeinsamen Genuss von Kulturveranstaltungen. Eine Oper auf dem Bildschirm ganz alleine zuhause anzuschauen, ohne sich danach mit Gleichgesinnten austauschen zu können, ist öde. Ich merke bei diesem Satz, dass ich dafür gerne das Wort «Erlebnis» gebraucht hätte. Leider ist es unpassend. Denn Alleingänge stimulieren viel zu wenig Sinne und bleiben nur Ersatz.

Der Austausch mit anderen war gemeinhin schwierig: Auch für Sie?

Durchaus. Wir alle waren wohl etwas zu sehr auf unsere Peer-Groups ausgerichtet. Auch ich traf mich nur mit kleinsten Kreisen, mit denselben Freunden oder Familienmitgliedern. In solch geschlossenen Gesprächsrunden aber werden die eigenen Ansichten, Meinungen und Betrachtungen in der Regel gegenseitig bestätigt. Mir fehlte es am Querdenken, an noch unbekanntem Betrachtungsweisen, an Anregungen, um über den eigenen Tellerrand zu schauen. Trotzdem kam es immer wieder zu inspirierenden und anregenden Begegnungen.

«Ein Teil der Gesellschaft ist näher zusammengerückt – viele Menschen beziehen in ihrem Handeln die Bedürfnisse und das Wohl anderer mit ein.»

Bei welchen Gelegenheiten?

Wie vorausgeschickt: Ich habe das grosse Glück, durch meine Arbeit immer wieder spannenden Menschen zu begegnen und von diesen inspiriert zu werden – sowohl im Vögele Kultur Zentrum wie auch bei Educa Swiss, einer Stiftung für Bildungsförderung und -finanzierung. Das war auch während des Shutdowns so und hat mir sehr geholfen. Aber: Auch ich habe mich verstärkt meinen vier Wänden und natürlich meiner Küche zugewandt. Insbesondere mein Ehemann bekam das zu spüren. Er musste sich – vor allem an den Wochenenden – noch gesünder und noch lokaler ernähren als zuvor. Er ist wohl froh, dass ich in dieser Zeit nicht zum Vollzeitvegetarier mutiert bin.

Haben Sie sich in dieser Zeit besser, anders kennengelernt?

Ob ich neue Facetten an mir entdeckt habe? Bedingt. Ich war noch nie ein Party-Tiger, deshalb kam mir die unverhofft zugestandene Auszeit von den vielen geschäftlichen Verpflichtungen entgegen. Was ich aber realisiert habe: Die Bequemlichkeit dieses Lebens entspricht mir sehr. Bin ich mal zuhause eingekerkelt, fühle ich mich ausgesprochen wohl. Jetzt muss ich mich, bedingt durch die Lockerungen, richtiggehend aufrufen, wieder am öffentlichen Leben teilzunehmen.

Hat sich der Blick auf die anderen verändert?

Schon. Wir alle hatten reichlich Zeit, andere – die Gesellschaft – aus Distanz zu beobachten – diese stand ja ausgiebig im Zentrum der medialen Berichterstattung. Was mich beschäftigt: Wie fordernd, widersprüchlich und auch besserwissend wir Schweizerinnen und Schweizer uns oft geben. Und mit welchen Nebensächlichkeiten wir uns beschäftigen: So scheinen Ferien im Ausland für die meisten ein grundsätzliches Menschenrecht zu sein – aber es soll bitte keiner aus einem Risikogebiet unsere Grenzen übertreten. Man schimpfte allenthalben über die Maskenpolitik des Bundes – trug diese aber erst nach der Verordnung und nicht freiwillig, was einem eigenverantwortlichen Agieren entsprochen hätte. Die Jungsozialen warfen dem Bundesrat vor, sie durch die Öffnungsstrategie «dem Virus zum Frass vorzuwerfen», doch auch hier wird keiner dazu gezwungen, an Konzerten oder Festivals teilzunehmen.

Welchen Schluss ziehen Sie daraus?

Der Mensch braucht offenbar immer einen Schuldigen. Und in Krisen, wie wir sie gerade durchleben, neigt die Gesellschaft dazu, den Schwarzen Peter ganz nach oben weiterzugeben, an die politische Spitze. Dass da auch nur Menschen sitzen und nach bestem Wissen und Gewissen handeln, das scheint dabei vergessen zu gehen. Deshalb haben wir in diesem Heft unter anderem auch das Phänomen des Schwarzen Peters ergründet.

Viele Menschen sehnen sich das Zusammensein zurück: Haben Sie dieses Sonderheft deshalb diesem Thema gewidmet?

Ja. Im Moment beschäftigt uns Tag für Tag das Thema Corona. Kein Zusammentreffen, ohne dass das Thema auf die Pandemie fällt. Zusammenkommen und Zusammensein haben aber unglaublich viele Aspekte und Schattierungen – daran wollen wir mit diesem Heft erinnern. Denn erst das Zusammensein macht aus Individuen Familien, Interessensgruppen, Gemeinden – eine Gesellschaft. Es ist und bleibt ein bedeutendes, stets präsent Thema und scheint mir absolut zeitlos.

Hat die Pandemie die Gesellschaft auseinander- oder zusammengerückt?

Krisen, egal welcher Couleur, decken immer Schwachstellen in Systemen auf. Und bringen die Gesellschaft in Bewegung; ob diese aber zu Nähe oder zu Distanz führen, lässt sich nicht abschliessend sagen. Ich denke, dass beides stattfindet. Ein Teil der Gesellschaft ist näher zusammengerückt – viele Menschen beziehen in ihrem Handeln die Bedürfnisse und das Wohl anderer mit ein. Denn wir lernen ja auf schmerzhaft Weise, dass jegliche Aktion – vom Händeschütteln bis zum Runterfahren der Wirtschaft – eine Re-Aktion auslöst und diese wiederum für das Allgemeinwohl von Bedeutung ist. Auf der anderen Seite hat die Pandemie die Fronten auch verhärtet, Gräben in die Gesellschaft gerissen. Ein Teil der Gesellschaft setzt Eigeninteressen nun noch stärker ins Zentrum und foutiert sich um die anderen.

Solidarität soll als sozialer Kitt dienen. Vertrauen Sie darauf, dass sie uns zusammenhält?

Auch hier zeigt sich die skizzierte Zweiteilung: Ein Teil der Bevölkerung hat den solidarischen Gedanken verinnerlicht. Ein kleinerer Teil – kleiner, weil ich grundsätzlich an das Gute im Menschen glauben möchte – wird diesen Wert niemals anerkennen und sich entsprechend auch nicht solidarisch zeigen.



Der deutsche Soziologe Prof. Dr. Sighard Neckel sagt in diesem Heft, dass Solidarität gegenüber weit entfernten Personen nur schwer möglich sei. Pflichten Sie ihm bei?

Ich verschlinge solche Erkenntnisse der Wissenschaft – weil sie uns viel über das Menschsein lehren. Ein grosses Interesse von mir! Doch ich selber bin keine Spezialistin. Die zitierte These aber scheint nachvollziehbar, und aus eigenen Beobachtungen pflichte ich Sighard Neckel bei. Denn nur wenig Menschen der westlichen Gesellschaft sind dazu fähig, einen derart hohen Grad an Empathie zu erreichen, damit sie sich mit Personen weit ausserhalb ihrer «Gruppe» solidarisieren. Das ist schade, aber eine Realität.

Mit welchen Gruppen solidarisierten Sie sich während der Pandemie?

Ich berücksichtige beispielsweise im Einkauf bewusst kleine, lokale Händler. Das tat ich aber schon vor der Pandemie. Denn das Gemüse aus dem Lädeli, der Käse aus der Region bereiten mir ein genussvolleres Einkaufserlebnis. Während der Pandemie beschäftigten mich jedoch die kleinen Zulieferanten noch mehr, kaum einer spricht über sie. Denn ihnen fehlt es an Lobbyisten, die sich für sie stark machen. Ich denke dabei an die vielen Bauern, die ihr Gemüse, Milchprodukte oder Fleisch nicht mehr an Restaurants liefern konnten. Oder an die Textilreinigungen, die durch Homeoffice und geschlossene Gastronomie Umsatzeinbussen bis zu 80 Prozent hinnehmen müssen. Mein Mann und ich haben diese Zulieferer möglichst oft berücksichtigt.

Die Technik stand lange unter Verdacht, die Menschen auseinanderzubringen.
In der Pandemie hat sie aber verhindert, dass wir uns nicht ganz aus den Augen verlieren.
Eine Ironie des Zeitgeschehens?

Nein. Dieses Beispiel zeigt ganz einfach, dass jegliche Entwicklung immer auch gute Seiten hat. Man befürchtete ja lange, dass die junge Generation, deren Daumen von Kindheit an mit dem Smartphone verwachsen zu sein scheinen, wegen Social Media vereinsamt. Und siehe da, in der Pandemie waren es genau die virtuellen Räume, in denen sie sich mit ihresgleichen austauschen konnten. Die nicht mehr so taufrische Generation, zu der ich mich zähle, sollte daraus lernen: Statt an solchen Entwicklungen nur rumzunörgeln, sollten wir dafür mehr Verständnis aufbringen – und jungen Menschen in der Sensibilisierung unterstützend zur Seite stehen.

Wie genau haben Sie die Technik genutzt?

Ich persönlich stelle ein Telefongespräch – einstmals ja auch eine bahnbrechende technische Erfindung – noch immer klar vor einen WhatsApp-Austausch. In geschäftlichen Belangen musste ich meine IT-Lernbereitschaft innert kürzester Zeit um ein Mehrfaches steigern. Ohne Video- oder Webkonferenzen wären geschäftliche Angelegenheiten ziemlich kompliziert gewesen.

Sie leiten das Vögele Kultur Zentrum in Pfäffikon SZ und damit viele Menschen, die dort arbeiten. Lässt sich das aus Distanz machen?

Ganz klar: Ja. Mir war es wichtig, dass wir zumindest digital regelmässig zusammenkommen und uns auf dem Bildschirm sehen. Das hat geholfen: Wir konnten das Gefühl der Zusammengehörigkeit auch im Shutdown bewahren. Ich muss an dieser Stelle meinem Team ein grosses Lob aussprechen. Jede und jeder Einzelne hat im Homeoffice ein beeindruckendes Engagement bewiesen.



Das Zentrum war lange Zeit geschlossen.
Womit verbrachten Sie die Zeit: mit Däumchendreher?

Von wegen. Wir nutzten die Zeit, um die nächsten Ausstellungen klarer zu positionieren. Und, genauso wichtig, um Prozesse zu überdenken oder neue Formate zu kreieren. Darauf verweist zum Beispiel *kultur.digital*, das auf unserer Website spannendes Kulturwissen in kleinen Portionen vermittelt. Oder *Kunst entsteht*, ein Format, das jungen Künstlern wie auch dem Publikum die Möglichkeit gibt, in direkten Austausch über entstehende Werke zu treten. Unsere Ausstellungen brauchen jeweils bis 18 Monate Vorlaufzeit, die Zukunft lässt sich aber aktuell schwer planen. Deshalb sind wir auch ständig daran, unsere Pläne anzupassen, neu auszurichten oder zu verwerfen. Allein das ist zeitintensiv.

Wenn Sie dereinst Ihren Enkelinnen und Enkeln von diesen Zeiten erzählen werden: Welches Learning aus der Pandemie geben Sie den Kindern mit auf den Weg?

Die Frage ist eher, ob meine Enkelinnen und Enkel überhaupt je etwas von mir lernen wollen. Auch da mache ich mir keine Illusionen. Ich werde es wohl so handhaben, wie es alle Grossmütter tun: Ich werde den Kindern viel erzählen, was ja einen hohen Unterhaltungswert haben kann. Aber ob die geschilderten Erfahrungen etwas fruchten, sei dahingestellt. Jede Generation braucht ihre eigenen Learnings. Selbst eine Krise, wie wir sie gerade durchleben, ist hoffentlich irgendwann Geschichte. Teil der Vergangenheit, mehr nicht. ●

Foto: Mara Truog



MONICA VÖGELE ist Präsidentin des Stiftungsrates der Stiftung Charles und Agnes Vögele und leitet das Vögele Kultur Zentrum.



Kultur krank stärker als angenommen

Corona hat Kulturschaffende hart ausgebremst, das ist allgemein bekannt. Eine Studie der Wirtschaftsprüfungs- und Beratungsgesellschaft Ernst & Young zeigt nun aber, in welchem Ausmass die Künstler davon betroffen sind. Der Gewinn aus Kultureinnahmen ging 2020 insgesamt um 31 Prozent zurück. Der Einbruch ist damit weit höher als jener der Tourismusbranche oder der Autoindustrie (je 25 Prozent).

Die Bühnenkunst ist am stärksten von der Pandemie betroffen: Hier umfassten die Rückgänge der Einnahmen 90 Prozent, gefolgt von der Musik mit 76 Prozent. Die europäische Kulturindustrie habe vor der Krise zu den wirtschaftlichen Schwergewichten der Euro-

päischen Union gezählt, lässt sich der Autor der Studie, Marc Lhermitte, zitieren, Autor der Studie. Im Jahr 2019 habe diese 4,4 Prozent zum Bruttoinlandsprodukt beigetragen – mehr als vergleichsweise die Telekommunikationsbranche oder die Pharmaindustrie. Beeindruckend: Gemäss der Studie arbeiten mehr als 7,6 Millionen Menschen europaweit als Architekten, Autoren, Journalisten, Musiker, Schauspieler, Maler, Sänger und Werber. Sie erwirtschafteten vor Corona einen Gesamtumsatz von 253 Milliarden Euro. Nur ein kleiner Bereich wird dabei aber durch Subventionen gestützt: Der Anteil öffentlicher Finanzierung durch nationale und lokale Regierungen umfasst lediglich 10,8 Prozent. ○

Homo hapticus

In den vergangenen Monaten beobachteten wir die Welt oft auf Screens von Computern und Fernseher. Doch der Mensch ist ein multisensorisches Wesen. Erst wenn wir Dinge sehen, riechen und berühren, werden sie real. Der Tastsinn spielt dabei eine wichtige Rolle.

Von EKATERINA PETROVA

«Man kann nicht nicht kommunizieren» heisst Paul Watzlawicks berühmtes erstes Axiom der menschlichen Kommunikation. Sobald ein Mensch in Beziehung mit anderen Menschen steht, ist dieser Satz tatsächlich so selbstverständlich, dass er keines Beweises bedarf. Bei Menschen ohne Kontakt zu anderen sieht das anders aus. «Man kann nicht nicht spüren» ist hingegen unabhängig von der sozialen Umgebung. Denn der Tastsinn ist jederzeit präsent. Sogar wenn wir bewegungslos liegen, spüren wir unsere Umgebung: Wir können die Wahrnehmung über die Haut nicht unterdrücken. Es sind keine Fälle bekannt, in denen einem Kind bei der Geburt der Tastsinn fehlte. Man kann geboren werden ohne Hör-, Seh-, Geruchs- oder Geschmackssinn – aber der Tastsinn ist immer da. Statt Homo erectus, Homo sapiens oder Homo oeconomicus könnte man uns also auch Homo hapticus nennen, so unverzichtbar ist die Haptik (soviel wie berühren, kontaktieren) für unser Leben. «Man kann sich verhören, man kann sich versehen, aber man kann sich nicht vertasten oder verfühlen», sagt Olaf Hartmann, Inhaber der Agentur Touchmore für haptische Markenkommunikation. «Apple hat uns gelehrt, seine Geräte zu streicheln. Der motorische Code des Streichelns aktiviert Liebe, Zuneigung, Aktivität.» Das wiederum war lange Zeit ein echtes Problem.

Unterdrückter Tastsinn

Denn in weiten Phasen der Moderne wurde Haptik geradezu diskriminiert. Der Tastsinn als Überrest unserer tierischen Herkunft, unseres Kleinkindverhaltens und als Ausdruck unserer sexuellen Triebe. Liebe und Zuneigung sind für uns über die Haptik codiert: Was wir lieben, wollen wir anfassen. Sex kann man im Dunkeln haben, auch lautlos – aber ohne Berührung geht gar nichts. Kein Wunder, dass Lippen, Zunge und Fingerspitzen zu den am dichtesten mit Tastsinneszellen bestückten Hautpartien gehören. Die vorherrschende Meinung, dass wir achtzig Prozent der Reize visuell wahrnehmen, könnte durchaus mit dem religiösen Hintergrund zu tun haben, wonach Berührung oftmals Sexualität und Sünde bedeutete. Entsprechend führte der Fortschrittsfad während mehrerer Jahrhunderte vom Haptischen weg. Durch den Buchdruck konnten Gedanken übertragen werden, ohne den Denkenden in Greifweite zu haben. Die Dampfmaschine und die folgende industrielle Revolution machten aus Handarbeit Maschinenwerk, die Elektrizität machte die Nacht zum Tag und damit sichtbar, Radio und Fernsehen fokussierten auf Hör- und Sehsinn, fürs Haptische blieb nur der Knopf auf der Fernbedienung.

Das hat der Menschheit nicht unbedingt gutgetan. Viele Studien belegen, dass der Tastsinn in einer sehr engen Verbindung zum Lernen und Entwickeln steht. «Der Mensch ist insgesamt ein Lernorgan, das sich nicht auf einzelne Sinne reduzieren lässt», sagt Martin Grunwald, Leiter des Haptik- und EEG-Forschungslabors der Universität Leipzig. «Wir sind haptische Wesen, die ein Bedürfnis nach Interaktion mit der Umwelt haben.» Für Gesten-Forscherin Susan Goldin-Meadow von der Universität Chicago sind sogar «häufig die Hände schon einen Schritt voraus und offenbaren ein Wissen, das dem Bewusstsein noch nicht zugänglich ist». Mangelnde Stimulierung des Tastsinns könne eventuell sogar Gehirnaktivitäten verändern und diese negativ beeinflussen, sagt Haptik-Forscher Grunwald. Er hat mit seinem Team am Beispiel einer Testperson herausgefunden, dass zu wenig Körperkontakt im kindlichen Alter die eigene Körperwahrnehmung nachhaltig verändert, was sich nur mit grossem Aufwand teilweise wiederherstellen lässt. «EEGs bei Anorexia-Patientinnen haben gezeigt, dass die Aktivität im rechten Parietallappen deutlich reduziert ist. Dieser Bereich des Gehirns ist für die Integration körperlicher Reize zuständig und spielt wohl eine zentrale Rolle bei Körperschema-Störungen. Ich vermute, dass man nur dann ein richtiges Körperschema entwickeln kann, wenn man als Kind auch viel Körperkontakt hatte. In unserer Gesellschaft aber gibt es heutzutage sehr viel körperliche Distanz.»

«Durch Berührungen entwickeln Menschen eine ›haptische‹ Denkweise», sagt Joshua Ackerman von der Sloan School of Management des MIT. Eine «gewichtige Meinung», ein «harter Verhandlungspartner», eine «glatt gelaufene Angelegenheit» – in solchen Redewendungen kommt zum Ausdruck, was die Wissenschaft immer deutlicher erkennt: Tastempfindungen und kognitive Leistungen sind aufs Engste miteinander verbunden.

Deswegen gibt es für Kleinkinder Bücher mit rauen, flauschigen, glänzenden Oberflächen. Und deshalb lässt Apple uns seine Geräte streicheln: Den Durchbruch des mobilen Internets, den Sieg der digitalen Revolution verdanken wir einer Renaissance der Haptik.

Tastsinn digital

Wie jede erfolgreiche Idee zieht auch diese immer weitere Kreise. Eine «Rückkehr der Knöpfchen», konstatierte etwa die *Neue Zürcher Zeitung*, weil haptisches Feedback den Bedienkomfort vergrößere. Der Tactus-Touchscreen etwa ist so flach wie jeder andere Bildschirm, kann jedoch dank einer speziellen taktilen Schicht Tastaturknöpfe wie eine Wölbung erscheinen lassen.

Ein anderer Ansatz, unser haptisches Vorgehen zu digitalisieren, sind Datenhandschuhe. Ein an der Universität Bielefeld entwickelter Prototyp stimuliert mittels elektrischer Impulse und Vibrationen die Nervenenden der Finger. Daraus kann ein Hilfsmittel für online durchgeführte Operationen werden, ein Steuerungsinstrument für Roboter im Weltall oder ein verbessertes Online-Shopping-Erlebnis, weil man das Gefühl hat, die virtuellen Waren real in der Hand zu halten.

Die wachsende Bedeutung des Haptischen in der digitalen Welt trägt vermutlich dazu bei, die Technologie und die von ihr geprägte Umwelt wieder menschenfreundlicher, ja menschlicher zu machen. Mehr Sinne gleich mehr Wirklichkeit, meint Haptik-Werber Hartmann. «Der Mensch ist ein multisensorisches Wesen. Das Sehen ist wichtig. Das Hören auch. Aber die Welt scheint erst zu uns zu kommen, wenn wir sie berühren – dann ist sie plötzlich wahr!»

Wie sehr uns das Multisensorische guttut, zeigt eine der ältesten und weitverbreitetsten Aktivitäten dieser Art: das Tanzen. Es erfordert eine Koordination von Bewegung mit Gehörtem, in ständiger Berührung mit dem Tanzpartner, und dabei ebenso ständig die Umgebung im Auge behaltend, um nicht anderen Tanzenden auf die Füße zu treten. Wissenschaftler am Neural Plasticity Lab der Ruhr-Universität Bochum konnten durchs Tanzen eine Steigerung der kognitiven und taktilen Fähigkeiten um bis zu 25 Prozent feststellen – bei Personen zwischen 60 und 94 Jahren. Unter anderem wurden dabei Aspekte der Feinmotorik, der Haptik und der mentalen Rotation gemessen. Nach einer Studie der Universität Stanford ist Tanzen sogar diejenige körperliche Aktivität, die das Risiko, an Alzheimer zu erkranken, am stärksten reduziert – nämlich um 76 Prozent. Ob etwas Ähnliches auch für multisensorische Digitalitäten gilt, wissen wir noch nicht – allein schon deshalb, weil es sie noch gar nicht gibt.

Haptische Aussichten

Aus heutiger Sicht bergen gerade ausgeklügelte, alle Sinne ansprechende Technologien das Risiko, dass wir vereinsamen und in unserem Menschsein verkümmern. Digitale Geräte und Technologien sind unheimlich schnell und effizient im Verbinden, jedoch geben sie uns Menschen oftmals nur den Anschein der Verbundenheit. Aber schon der nächste technische Entwicklungsschub könnte Menschen auch tatsächlich wieder zueinander bringen. Anders als bisher vielleicht, aber deswegen nicht unbedingt schlechter.

Bei der verbalen Kommunikation haben wir bereits eine Menge Erfahrungen gesammelt. Wir wissen relativ gut, wann eine digitale Unterhaltung ein analoges persönliches Zusammentreffen zweier Menschen ersetzen kann, wann es sie bereichert, wann sich beide gegenseitig befruchten und wann durch das Digitale der Einzelne verarmt. Die meisten von uns dürften es wohl geschafft haben, beide kommunikativen Welten in ihren Alltag zu integrieren. Der «Smombie», der mit der Welt nur noch über den Bildschirm seines Smartphones kommuniziert, ist eher Karikatur als Realität.

Bezüglich der Folgen, die eine Digitalisierung der Haptik für uns hat, stehen wir noch ganz am Anfang. Gerade weil der Tastsinn mit viel älteren Hirnregionen verbunden ist als das Sprachzentrum, gerade weil es sich um viel tiefer gehende Empfindungen handelt als bei kommunikativer Informationsverarbeitung, können sich völlig andere Wirkungen oder Nebenwirkungen ergeben, wenn aus der physischen Verbundenheit eine digital-haptische Verbundenheit wird. ●

«Die Welt scheint erst zu uns zu kommen, wenn wir sie berühren – dann ist sie plötzlich wahr!»



EKATERINA PETROVA (*1972) ist ausgebildete Betriebsökonomin FH, MScBA Marketing, Coach, glückliche Mutter einer Tochter und unaufhörlicher Bewegungsmensch – geistig und körperlich.

Den BOCK zum SÜNDER machen

Wer ist schuld am Desaster unserer Zeit? Die Politik, die Kranken und Schwachen, die es zu schützen gilt, die Chinesen? Allenthalben sind wir auf der Suche nach einem Sündenbock. Daran lassen sich viele Frustrationen abbauen.

Von BERTHOLD ROTHSCHILD

Der Ursprung des Begriffs Sündenbock – es gibt ihn in allen europäischen Sprachen – ist einigermaßen klar, und in den entsprechenden Lexika wird auch stets auf die gleiche Quelle verwiesen. Manchmal ist er weiblich («scape-goat»), meistens männlich: der Bock («bouc émissaire», «capro espiatorio»), das Tier, welches unsere Sünden aufgeladen bekommt, um dann davon-, «zum Teufel» gejagt zu werden.

Die besagte Quelle findet sich im 3. Buch Mose, wo der Ursprung des Sündenbockes genau beschrieben wird: Es handelt sich um ein wichtiges Opferritual am Versöhnungstag, dessen Bedeutung darin besteht, dass die Schulden und Sünden des Volkes Israel auf Opfertiere (Ziegenböcke) geladen werden. Daraufhin wird der Sündenbock zum dämonisierten Symbol und zur Bedrohung, er wird zum potentiellen Täter. Und die ursprünglichen Täter – Israels Sünder – sind mit einem Mal potentielle Opfer. Die Verkehrung des Verursachers in sein Anderes bringt dadurch Entlastung und schafft gleichzeitig einen projizierten Verfolger: den Sündenbock. Er stand im Altertum übrigens im Zentrum vieler Rituale. So gab es etwa den Bock des Akitu-Festes bei den Babyloniern, den Seuchenbock bei den Hethitern, den Pharmakos bei den Griechen (der später generell das unschuldige Opfer verkörperte) – immer versehen mit der symbolischen Bedeutung des animierten Stellvertreters für die Schuld der Menschen.

Symbole und Gleichnisse werden leicht fetischisiert

«Sündenbock» – ein uralter Begriff, ein Sample aus der Mythenkiste also? Keineswegs, denn der Begriff ist bis in die Gegenwart fast allen geläufig. Doch Symbole und Gleichnisse neigen dazu, fetischisiert zu werden. Sind sie heilig, so werden sie bald einmal von Ungläubigen entweiht. Sind sie symbolisch wie etwa eine Nationalfahne, so werden sie mit Leib und Leben verteidigt gegen Bedrohungen aller Art. Und weil der Sündenbock mit projizierter Schuld beladen ist, entrinnt er nie seiner negativen Konnotation: Ursprünglich Spiegel des Subjekts, wird er leicht zu dessen Verfolger, worauf er selber verfolgt und ausgetrieben wird.

Sündenbock-Dynamik kann zunächst noch relativ harmlos bleiben, solange sie isoliert bei Individuen abläuft. Jeder von uns neigt dazu, bei Missgeschicken oder Verschulden

irgendwelche «andere» Verursacher zu suchen und sie zu beschuldigen. Oft legt sich dies nach einer ersten Aufwallung, und die eigenen Fehler werden akzeptiert, besonders wenn sie zuvor versichert wurden. Die Lächerlichkeit der Fremdbeschuldung ist in vielen Fällen zu offensichtlich («Hättest du mich nicht Milch holen geschickt, so hätte ich diesen Blechschaden nicht gehabt...»). In anderen Fällen, bei einem «bösen» neuen Nachbarn beispielsweise, kann die Schuldabschiebung systematisiert und alles künftige Missgeschick auf den Sündenbock projiziert werden, wenn sich nicht gar, aus einer eigenen, tiefen Schuld disposition heraus, die Systematisierung des äusseren Verursacherprinzips so weit ausbreitet, dass ein echtes und bleibendes Verfolgungsgefühl entsteht, bis hin zum durchorganisierten Wahn.

Der Sündenbock-Jäger bleibt jedoch meistens allein und wird sich Korrekturen, Relativierungen, wenn nicht gar Interventionen von anderer Seite gefallen lassen müssen. Möglicherweise hat die individuelle Disposition zur Sündenbock-Projektion mit der frühen Sozialisation zu tun: Waren Schuld und Verschulden schon immer massiv sanktioniert und deshalb grundsätzlich von sich gewiesen worden? Oder hat man gelernt, dass eigene Fehler auch ohne drastische Reaktionen ablaufen und ohne Racheerwartung repariert werden können? So oder so, als Schwester des Vorurteils bleibt die Sündenbock-Projektion eine tendenziell immer vorhandene Option, und ebenso wie beim Vorurteil ist es wenig sinnvoll, solche Neigungen moralisch zu ächten. Bestenfalls lässt sich die Wahrnehmung dafür schärfen in der Hoffnung, damit inskünftig besser und fairer umgehen zu können. «Wahrheit hat keinen Ort als den Willen, der Lüge von Meinung zu widerstehen», meint Adorno.

Vom Propagandisten zum PR-Berater

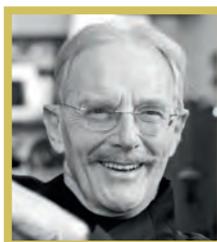
Ganz anders verhält es sich jedoch überall dort, wo Sündenbock-Thesen kollektiviert und damit den Gesetzen der Sozial- und Massenpsychologie unterstellt werden. Das projizierende Individuum findet Bestätigung beim Gesinnungsgenossen. Wie prägend und nachhaltig, wie politisch und kulturell determinierend solche Vorgänge sein können, zeigen uns unzählige Beispiele aus alter und neuer Geschichte: die Suche nach Hexen und Teufeln in der Inquisition, die Judenverfolgungen bis in die Neuzeit, die

Ideologien des Kalten Krieges und – wer weiss? – die Schuldzuweisungen, sogar auf Vorrat, bei Europagegnern und -befürwortern.

Allerdings gilt es, die allgegenwärtige Sündenbock-Tendenz nun nicht ihrerseits zum Sündenbock aller erdenklicher Missstände zu machen. Es wäre verhängnisvoll, jede Gegnerschaft a priori dem Sündenbock-Verdacht zu unterstellen. Was allerdings selten ausbleibt, ist, dass der Gegner früher oder später dann auch noch mit Sündenbock-Attributen ausgestattet wird, nicht zuletzt, um die Mobilisierbarkeit der eigenen Massen über den Kern des ursprünglichen Konflikts hinaus zu sichern.

Man könnte also postulieren, das Sündenbock-Verhältnis sei immer Produkt oder Ziel einer eigentlichen Propaganda, subtil und oft unmerklich errichtet zum Schutz des eigenen, individuellen Verschuldens, manipulativ und pragmatisch benutzt im kollektiven und politischen Kontext. Ob sich daran Wesentliches ändert, wenn das anrühlich gewordene Wort «Propagandist» ersetzt wird durch «Medienbeauftragter» oder «Kommunikationsspezialistin»? Oder sind diese Rollenträger ihrerseits wiederum die modernen, sich bei misslichen Situationen freiwillig zur Verfügung stellenden (und deshalb hochdotierten) Sündenböcke, Meinungsgärtner, die sich zu Böcken machen lassen? ●

«Man könnte postulieren, das Sündenbock-Verhältnis sei immer Produkt oder Ziel einer eigentlichen Propaganda.»



BERTHOLD ROTHSCHILD (*1937) ist Psychiater und Psychotherapeut im Ruhestand. Er führte während 50 Jahren eine eigene Praxis in Zürich. Diesen Artikel hat er ursprünglich für die NZZ geschrieben.



Der Sündenträger Israels

Im 3. Buch Mose steht über Opferritual am Versöhnungstag geschrieben: «Darnach soll Aaron (der Hohepriester) über die beiden Böcke das Los werfen, ein Los für den Herrn und ein Los für Asasel... Der Bock aber, auf den das Los für Asasel fällt, soll lebend vor den Herrn gestellt werden, damit man über ihm die Sühne vollziehe, um ihn dann zu Asasel in die Wüste zu treiben.» In der Auslegung der Weisen herrscht keine Einigkeit darüber, was die Bezeichnung «Asasel» bedeutet: Für die einen ist es ein Ortsbegriff, jene Stelle in der Wüste, wohin der Ziegenbock gejagt wird. Für die anderen ist es ein Dämon. Die Betonung dieses Unterschieds ist keineswegs bloss abstrakte Talmudistik, denn im einen Fall, der reinen Ortsbezeichnung, bleibt der Bock ein reines Symbol – der Stellvertreter für Israels Sünden. Im zweiten Fall jedoch wird er dämonisiert und damit selbst Teil des Bösen und demzufolge bedrohlich. Ein wichtiges Detail in der exegetischen Diskussion des Bibeltextes besteht in der Frage, ob der Sündenbock in der Wüste gesteinigt wird oder ob er – beladen mit den Sünden des Volkes Israel – ziellos umherirrt und somit eine dauernde Bedrohung bleibt.

Noch heute, im modernen, säkularen Israel, wünscht man sich die Lästigen zum Teufel mit dem Bannspruch «lech(i) leAsasel!» («So geh doch zum/nach Asasel!»).

Doch nicht nur der Begriff, sondern auch seine Bedeutung bleibt von andauernder Aktualität: Er beschreibt eine offensichtlich ubiquitäre Tendenz, die Last von Schuld und Gewissen auf ein Drittes abzulenken, auf dieses Dritte zu projizieren, sich mit solcher Projektion zu identifizieren und somit die eigene Last zu externalisieren.

Auch liegt es nahe, dass spätere Kommentatoren das Schicksal des Volkes Israel selbst mit dem Asasel-Bock vergleichen: So projizieren etwa die von der Pestseuche bedrohten Herrschervölker das Böse auf die Juden. In einem epischen Text von Guillaume de Machaut, *Le Jugement du Roy de Navarre*, um 1360, heisst es: «Darauf kam ein Saupack... es war Judäa, das verabscheute... dass sie dann Brunnen und Quellen... an vielen Orten vergifteten»; viele Jahrhunderte später wird daraus bei den Nazis die prosaisch-globale Aussage: «Die Juden sind unser Unglück.» Somit besteht eine Legitimation, die «Böcke» zu verfolgen und zu vertreiben, und sie irren umher in der Wüste der Verbannung oder sollen gar gesteinigt oder eliminiert werden, und ihrer möglichen Rache wegen scheint jede Grausamkeit unvermeidlich. ○

Sich das Ich anbieten

Fehlt es uns an Zuhörern, fangen wir oft an, mit uns selbst zu reden. Monologe seien ein Zeichen von Intelligenz, hat mir mal jemand erzählt. Nämlich ich selbst.

Von KILIAN ZIEGLER

Die Reputation von Selbstgesprächen ist nicht die beste. Ich erinnere mich sehr genau daran, wie mir in der Primarschule ein Mitschüler erzählte, dass sein Nachbar, gut hör- und durchs Fenster sichtbar, mit sich selbst spreche. Ungläubig schüttelte ich meinen beipflichtenden kleinen Kopf. Ein Irrer! Im besten Fall ein Texte übender Schauspieler. Im schlechtesten ein gemeingefährlicher Psychopath. Oder noch schlimmer: ein Lehrer. Ganz sicher jemand Fragwürdiges, in dubio pro dubios.

Heute weiss ich, wer mit sich selber spricht, ist weder irr noch wirr und hat keine gespaltene Persönlichkeit. Zumindest nicht zwingend.

Ich mache das nicht selten, mit mir selber sprechen. Manche Gedanken sind zu gut, als dass man sie nicht äussert oder wartet, bis jemand da ist, der zuhören könnte – nicht gehört zu werden, ist unerhört. Mit mir lässt sich reden. Bei mir weiss ich, woran ich bin. Wie oft habe ich mich im Rededuell gebodigt, mich selbst mit scharfen Argumenten überzeugt, oder Kompromisse geschlossen! Erstaunlich auch, wie häufig ich mir schon widersprochen habe. Es kam sogar vor, dass ich meinen Ohren nicht traute und mir überlegte, einen Ohrenspezialisten zu konsultieren (ich glaube, man sagt Ohrnitologe). Manchmal komme ich beim eigenen Redefluss ganz schön ins Schwimmen, um dann im Gespräch nicht unterzugehen, muss ich nachfragen: «Entschuldige, Kilian, dass ich mich unterbreche, aber wie meine ich das?» Selbstgespräche sind auch eine Form des Nachdenkens, beim Vor-mich-hin-Improvisieren, dem lauten Aussprechen spontaner Gedanken, sind mir schon viele gute Ideen gekommen. Ausserdem: Alleine zu sprechen, ist nicht abwegiger, als zu zweit zu schweigen.

Das Schöne an Selbstgesprächen ist ja, dass es keine Formalitäten braucht: Weder muss ich mit angestrengtem Smalltalk das Eis brechen noch mir das Du anbieten. Höchstens vielleicht das Ich. Vor allem führt ein Selbstgespräch nicht zu einem genervten Gegenüber, im Gegensatz zu etlichen regulären Konversationen. Ein Beispiel: Bei einem Apéro liess ich einst meine Grissini knabbernde Zuhörerschaft wissen, dass die literaturwissenschaftliche Bezeichnung für Selbstgespräche Soliloquium sei. Fünf Sekunden und ein Dutzend genervter Partygäste später stand ich alleine am Stehtisch und es blieb mir nichts anderes übrig, als dem Soliloquium zu frönen.

Wie so vieles, kann auch die Unterhaltung mit sich selbst übertriebene Züge annehmen. Beispielsweise wenn man Skype-Sitzungen mit sich selbst abhält. Irritierend wird es, wenn man Selbstgespräche in Anwesenheit anderer führt, so dass es scheint, als teilte man dem Supermarktregal seine Ansichten mit. Da verstehe ich, wenn Selbstgespräche mit Verwirrtheit gleichgesetzt werden. Aber sonst, bei einer eloquenten Ego-Unterredung in den eigenen vier Wänden (für Reiche: vierzig Wänden) gibt es keinen Grund, Selbstgespräche kritisch zu beäugen beziehungsweise zu beöhrnen. Innerlich redet man ja andauernd mit sich. Warum die Gedanken nicht gleich artikulieren? Nichts spricht dagegen, dass aus einem inneren Monolog ein äusserer Monolog wird. Erst recht, wenn einen was beschäftigt – der Mensch ist ein Redewesen und Sorgen sind wie Hunde, sie müssen regelmässig raus.

Gerade in der Pandemie. In dieser Zeit des (meist) ungewollten Alleinseins, das schnell in Einsamkeit zu kippen droht. In dieser Zeit, in der man isolierter ist als die gedämmten Wände der Wohnung, die man seit Wochen wegen Homeoffice und Veranstaltungsverbot kaum verlassen hat, sollte man zwar Abstand, aber keineswegs den Mund halten. Ein Scroll-Marathon durch das Klick-Dickicht, auf der Jagd nach hellleuchtenden Likes am Bildschirmament, mag einem vielleicht die Illusion vermitteln, sozial zu sein, aber hat man tatsächlich jemanden zum Reden? In diesem Fall schadet es nicht, wenn man immerhin für sich selbst da ist. Selbstredend. ●



Foto: Sven Germann

KILIAN ZIEGLER (*1984) gehört zu den bekanntesten und erfolgreichsten Slam Poeten der Schweiz – er ist Poetry-Slam-Schweizermeister 2018. Infos zu seinen Auftritten unter kilianziegler.ch.

«Nicht gehört zu werden, ist unerhört.»



Think GLOBAL, act LOCAL

Wirtschaftliche und soziale Nähe wird an Bedeutung gewinnen.
Davon sind Expertinnen und Experten verschiedenster Disziplinen
überzeugt. Sie haben dem Zukunftsmodell einen doppelsinnigen
Namen gegeben: **Glokalisierung.**

Von INA ECKERT

Die **Glokalisierung** ist ein sogenanntes Kofferwort, «erschaffen» vom amerikanischen Soziologen Roland Robertson. Es bildet sich aus den zwei Begriffen Lokalisierung und Globalisierung, die nicht im Gegensatz zueinander, sondern im Gleichgewicht stehen. Ursprünglich kennzeichnete der Begriff eine Marketingstrategie, mit der multinationale Unternehmen ein einheitliches Produkt jeweils nach regionalen Gewohnheiten und Wertesystemen vermarkten. Coca-Cola gilt dafür als Paradebeispiel.

Die Globalisierung kriselte schon länger, doch die Corona-Krise offenbarte schonungslos, wie fragil das System internationaler Wertschöpfungs- und Lieferketten ist. Das Paradebeispiel dafür zeigte sich in der Corona-Pandemie durch die nicht zu befriedigende Nachfrage nach Gesichtsmasken. Lieferungen wurden an Grenzen beschlagnahmt, die Preise stiegen in sphärische Höhen.

Es klingt einfach, die Produktion aus Billiglohnländern zurückzuholen. Aber macht es Sinn, in unserer Region Niedriglohnsektoren zu installieren? Zudem müssen wir wohl gewisse Abhängigkeiten von anderen Weltregionen anerkennen, weil beispielsweise Rohstoffe wie Seltene Erden hier schlicht nicht vorkommen.

Weltweite Zusammenarbeit erwünscht?

Die Antwort auf die Frage lautet: Ja und nein. Der wohl wichtigste Grund, weiterhin auf globalen Handel zu setzen, heisst Frieden. Internationaler Handel erweist sich in vielen Fällen als Kitt für geopolitische Bruchstellen. Zudem trägt er zu Wirtschaftswachstum und Wohlstand rund um den Globus bei. Die Globalisierung zurückzudrehen, ist folglich keine Option, da die weltweite Zusammenarbeit grundsätzlich erwünscht und nötig ist. Besonders eindrücklich zeigt dies momentan die internationale Forschung am Beispiel für die Entwicklung eines neuen Impfstoffs.

Es wird trotzdem Anpassungen geben müssen, etwa eine Verkürzung der Lieferketten, was sowohl dem Klima als auch der Versorgungssicherheit dienen kann. Durch Tech-

nik und Digitalisierung bestimmte Produktionsschritte ins Land, in die jeweiligen Regionen zurückzuholen, macht Sinn.

Das wirtschaftlich und sozial Nahe wird an Bedeutung gewinnen. Unternehmen produzieren lokal, um die heimische Wertschöpfung und Forschungsinstitutionen zu stärken sowie um die lokale Versorgung sicherzustellen. Der Absatz der Produkte findet jedoch global auf dem Weltmarkt statt, weil dies eine wirtschaftliche Notwendigkeit ist, die nicht nur internationale Konzerne betrifft, sondern auch mittelständische Unternehmen, die mit Nischenprodukten oft weltweit sehr erfolgreich sind.

Es geht bei «Glokalisierung» also nicht um Entweder-oder. Es geht auch keinesfalls um «Rückzug» oder «Provinzialität», sondern um das Entstehen regionaler Wirtschaftsräume.

Für Unternehmen und Regionen heisst das, sie müssen stärker in Netzwerken denken, um etwa Produkte gemeinsam anbieten oder einkaufen zu können. Netzwerkstrukturen sind zwar teurer, weil man sie nicht so gut wie lineare Strukturen optimieren kann, dafür aber «weniger kaputtbar». Es braucht dafür vor allem eine stärkere Zusammenarbeit. Für den Einkauf heisst das etwa, gemeinsam lokal von unterschiedlichen Quellen zu kaufen, um flexibler und unabhängiger zu sein. ●



INA ECKERT (*1974) arbeitet als Leiterin Marketing & Kommunikation bei der Reichle Immobilien AG (RiAG) in Wetzikon und leitet als Community Managerin den Coworking Space «Coworking-Wetzikon». Diesen Artikel schrieb sie ursprünglich für den *RiAG Newsletter*.

«Die Grundlagen unserer Persönlichkeit sind in den Netzwerken unseres Gehirns verwoben»

Vieles, was den Menschen ausmacht, ist im Gehirn vorprogrammiert – die Denkzentrale hilft uns auch dabei, den sozialen Umgang zu regeln. Gemäss Neuropsychologe **Lutz Jäncke** ist selbst die vielgelobte Empathie darin angelegt. Nur dank dem Gehirn können wir Freund von Feind unterscheiden.



Fragen: BARBARA SCHMUTZ

Unser Gehirn verändert sich im Lauf des Lebens. Neuronale Netzwerke bauen sich auf, andere verschwinden. Weshalb haben wir trotzdem bis ans Lebensende das Gefühl, mehr oder weniger derselbe Mensch zu sein?

LUTZ JÄNCKE: Die Nervenzellen im Gehirn verändern sich nicht, die bleiben so, wie sie beim Fötus ungefähr im dritten Lebensmonat angelegt werden. Das, was wir sind, respektive glauben zu sein, ist im Wesentlichen eine Interpretation unseres Gehirns und die Folge unserer Erinnerung. Ich bin ein grosser Anhänger des Konstruktivismus, weil ich der Meinung bin, nein, sicher bin, dass unser Gehirn ein Interpretationsorgan ist. Wir sind blind für den grössten Teil dessen, was auf uns einprasselt, und nehmen die Welt nicht als Ganzes wahr, sondern aus bestimmten Perspektiven. Aus dem kleinen Teil der Informationen, die wir mitbekommen, konstruieren wir unser Leben und unsere Person. Wir sind Konstrukteure unserer eigenen Welt. Das spiegelt sich auch in einem Wort wider, das wir in der Psychologie verwenden, um zu beschreiben, wie wir die Welt interpretieren: Wir sprechen von Wahrnehmung. Da steckt der Begriff Wahrheit drin, doch Wahrheit hat nichts zu tun mit der Realität, sondern mit der Art und Weise, wie wir die Realität interpretieren. Wahrnehmung ist Sinnesphysiologie plus Kognition, plus Interpretation. Im Grunde leben wir in einer Matrix.

Wir sehen weder Röntgenstrahlen noch UV-Licht und im Vergleich mit anderen Lebewesen hören wir schlecht. Weshalb limitiert das Gehirn die Realität um uns herum?

In jedem Moment fluten auf unser Sensorium 11 Millionen Bit pro Sekunde ein, davon nehmen wir bewusst 11 bis 60 Bit wahr. Mehr würde in unserer Wahrnehmungswelt keinen Sinn machen. Das Gehirn limitiert die Realität nicht im Sinne eines Defizits. Der Mensch ist ein biologisches Lebewesen, wir sind Tiere. Um zu überleben, hat sich das Tier Mensch an eine bestimmte Umwelt angepasst. Die Sinnesorgane und die Wahrnehmung jedes Lebewesens, ob Mensch oder Kakerlake, sind an die Welt angepasst, in der es lebt. Und für diese jeweilige Welt ist sein Sensorium spezialisiert. Unser Hören, Sehen, Fühlen ist so ausgerichtet, dass wir in dieser Welt überleben können. Wir können die wichtigsten Feinde identifizieren und wir haben sozialen Umgang gelernt, das Zusammenleben mit anderen Menschen. Wir sind also perfekt an unsere Umwelt angepasst.

Wenn mehrere Menschen an einem Tisch sitzen – schliessen sich dann die Gehirne der Einzelnen zu einem einzigen grossen Netzwerk zusammen?

Die Menschen schliessen sich tatsächlich mental zusammen. Sprechen zwei, drei Menschen über das Gleiche, synchronisieren sich ihre Gehirne. Das sieht man an der Hirnaktivität, die immer ähnlicher wird. Das ist ein Ausdruck des gleichen Denkens, des Mitschwingens, des Mitfühlens, der Empathie. Die Hirnaktivitäten der einzelnen Menschen aktivieren sich gegenseitig und kommen so in die gleichen Oszillationsmuster. Das hat mit einem der wichtigsten Mechanismen zu tun, wenn nicht sogar mit dem wichtigsten überhaupt, den die Natur dem Homo sapiens mitgegeben

hat: Aufbau und Erhalt von sozialen Bindungen mit Mitmenschen, die für uns relevant und wichtig sind. Wir haben eine ganze Reihe von psychologischen Mechanismen tief in unser Gehirn eingebrannt, um sozialen Kontakt aufrechtzuerhalten und ihn zu schätzen.

Welche Mechanismen sind dies?

Mimik, Gestik, Körpersprache und die Fähigkeit, sich in den anderen hineinzusetzen. Wir nennen dies «Theory of Mind». Wir versuchen zu ergründen, was unser Gegenüber denkt, machen uns Gedanken über unseren Gesprächspartner und verhalten uns entsprechend. Dafür sind wir hochgradig spezialisiert. Und auch darauf, zu anderen Lebewesen eine Bindung aufzubauen, das machen wir über Kommunikation, über Handlungen, über Zusammenarbeiten. Am besten funktioniert das Sozialverhalten von Angesicht zu Angesicht. Physisch präsent sein ist sehr wichtig.

Warum verwenden wir so viel Energie darauf, soziale Bindungen aufzubauen?

Weil der grösste Feind des Menschen der Mensch ist. Wir sind empathische Egoisten, wir nutzen andere Menschen aus. Wollen wir verhindern, selbst ausgenutzt zu werden, müssen wir Bindungen aufbauen, die Menschen herauspicken, auf die wir uns verlassen, denen wir vertrauen können. Wir sind fantastisch gut im Erkennen von Mimik, wir hören aus Stimmen Emotionen heraus, sind unfassbar sensibel im Aufbauen und Pflegen von sozialen Kontakten. Wenn uns jemand Gutes tut, uns sozial anerkennt, ist dies das schönste Geschenk, das man uns machen kann. Der Verlust von sozialer Anerkennung hingegen ist der grösste Stressor überhaupt. Und Vertrauensmissbrauch gehört zu den schlimmsten Enttäuschungen. Würden wir Letzteren mit Vernunft betrachten, würden wir erkennen, dass der Mensch, der für einmal aus der Spur geraten ist, trotz seiner Verfehlung der Mensch ist, der mich so gut versteht wie sonst keiner. Aber wir bleiben misstrauisch. Ist das Vertrauen einmal verletzt worden, bleibt ein Leben lang etwas hängen.

Braucht unser Gehirn zwingend andere Menschen oder genügt es sich selbst?

Wir sind soziale Wesen, das ist tief in uns drin. Sozial eingebunden zu sein, ist einer der Grundantriebe des menschlichen Daseins. Man kann natürlich in bestimmten Situationen tief enttäuscht sein von anderen Menschen und sich von ihnen abkehren. Aber das sind Ausnahmen.

Es gibt Altruisten und Misanthropen, Extrovertierte und Introvertierte. Unterscheiden sich die Gehirne dieser Menschen voneinander?

Anatomisch können wir nicht erkennen, ob jemand extrovertiert oder introvertiert ist, ich bin aber sicher, dass wir die Unterschiede irgendwann mal werden sehen können. Die Grundlagen unserer Persönlichkeit sind in den Netzwerken unseres Gehirns verwoben. Alles, was wir tun – lieben, denken, fühlen, hassen, das ganze Drama unseres Lebens wird generiert von den neuronalen Netzwerken unseres Gehirns. Demzufolge sind Persönlichkeitsunterschiede die Konsequenzen ganz verschiedener neurophysiologischer Aktivierungsmuster.

Am besten erkennt das Gehirn Gesichter. Weshalb?

Mimik gehört zu den wichtigsten biologischen Signalen, die wir gesendet bekommen und die wir aussenden. Wir sind Weltmeister im Erkennen von Mimik. Wir haben spezielle Hirnstrukturen dafür, die trainiert und ständig verbessert werden müssen. Mimik ist für unseren Aufbau von Beziehungen von herausragender Bedeutung. Sie ist wahrscheinlich der wichtigste soziale Kanal, den wir benutzen.

Weshalb haben wir unsere Mimik manchmal nicht unter Kontrolle?

Wir können einen grossen Teil unserer Mimik manipulieren, die spontane aber, die wichtige, die haben wir nicht im Griff. Angst, Überraschung, Ekel, Verachtung, Freude. Bei echter Freude lachen Mund- und Augenpartie, die Muskeln um den Mund und um die Augen sind simultan aktiv. Von den Models, von Heidi Klum etwa, kennen wir das gestellte Lächeln, bei dem die Augen nicht mitlachen. Beim echten Lachen, das von Emotionen getrieben ist, werden die Mundwinkel hochgezogen und gleichzeitig die Augenmuskulatur kontrahiert, «Duchenne-Smile» nennen wir das. Mit der spontanen Mimik, den Basissignalen, zeigen wir unseren Mitmenschen, welche Emotionen gerade in uns aktiv sind. Unser Gegenüber sieht unsere Gefühle und kann daraus ableiten, wie es sich am besten verhält. Unabhängig von der Sprache, die wir sprechen, unabhängig von der Ausbildung, die wir haben: Alle Menschen auf der Welt können sich mit Mimik und Gestik verständigen. Es gibt Untersuchungen mit taubblinden Kindern, die weder Freude noch Angst sahen oder hörten und diese Emotionen auch nicht ertasten konnten – und doch zeigte ihre Mimik in entsprechenden Situationen diese Gefühle.

Vergleicht man das Gehirn eines Menschen aus der Steinzeit mit dem Gehirn eines heutigen Menschen: Welche Unterschiede zeigen sich?

Keine grossen. Die Gehirne sind im Prinzip gleich. Das, was drin ist, ist anders. Der Steinzeitmensch konnte nicht lesen, aber die Hirngebiete, die heute fürs Lesen reserviert sind, waren bereits da, er nutzte sie einfach für anderes. Für manche der heutigen Menschen ist es schwer nachvollziehbar, dass sich unser Gehirn kaum von demjenigen des Steinzeitmenschen unterscheidet. Wir sind, wie unser Vorfahre damals, empathische Egoisten. Wir können moralisch und unmoralisch sein, friedfertig und aggressiv, rigide und kreativ. Wir haben alles in uns drin. Gerade auch die Aggressivität, obwohl wir glauben, wir hätten sie zu einem Grossteil überwunden. Gar nix haben wir überwunden. Die basalen menschlichen Antriebe erkennen wir immer dann, wenn es um uns selbst geht. Panik im Flugzeug: Der friedfertigste Aktivist wird über andere hinwegtrampeln. Das eigene Kind wird ermordet: Da gehen Mechanismen los, die wir ansonsten unterdrücken. Stehen unsere Interessen oder die unserer Familie auf dem Spiel, werden wir immer ungemütlich. In solchen Situationen kommt auch zum Ausdruck, was für unser Überleben wichtig ist – wir sind nicht für die heutigen grossen Gesellschaften konstruiert, sondern für kleine Gruppen. In diesen können wir Bindung leben. Die Menschen, zu denen wir enge Bindungen aufgebaut haben, die sind uns wichtig, die beschützen wir. Zu den anderen können wir zwar kognitive Bindungen aufbauen, aber emotional sind sie uns ...

... egal.

Das ist der Punkt, genau.

Das *Human Brain Project*, ein Forschungsprojekt der Europäischen Kommission, will das Gehirn simulieren, um Krankheiten besser erforschen zu können. Lassen sich das Gehirn und seine Funktionen tatsächlich nachbilden? Auch Humor, Schlagfertigkeit, Esprit?

Die Wissenschaftler des *Human Brain Projects* wollten aus einem Rattengehirn eine digitale Rekonstruktion des Gehirns machen. Geschafft haben sie dies bisher nicht mal ansatzweise. Ich würde das Projekt als gescheitert betrachten. Trotzdem gefällt mir die Idee, das Gehirn zu simulieren, man soll sie weiterverfolgen. Ich würde mich aber auf digitale Rekonstruktionen von Denkprozessen konzentrieren. Was Esprit, Humor, Schlagfertigkeit betrifft – diese psychologischen Funktionen, die als Kernfähigkeiten des Menschen gelten, sind tatsächlich schwierig nachzubilden. Allerdings müssen wir aufpassen, dass wir diese Fähigkeiten nicht überbewerten. Willibald Ruch, Professor für Persönlichkeitspsychologie an der Universität Zürich, untersuchte Witze und stellte fest, dass es zwei, drei unterschiedliche Kategorien von Witzen gibt und dass diese überall auf der Welt gleich ankommen. Es gibt die inkonsistenten Witze mit grotesken Details und mit Wendungen, über die man nachdenken muss. Es gibt die plumpen Witze, die Stammtischwitze, und die sexistischen Pointen. Ich würde behaupten, Letztere beide machen bis zu 60 Prozent der Witze aus. Der deutsche Komiker Mario Barth erzählt solche Witze und füllt damit Fussballstadien. Auf den Rängen sitzen Durchschnittsmenschen und lachen sich die Hucke voll. Solch platte Witze könnte man durchaus rekonstruieren und damit wahrscheinlich auch einen Roboter zum Lachen bringen.

Was hebt uns von den Robotern ab – und macht uns zu Menschen?

Witz, Esprit, Kreativität – glauben wir. Doch diese Domänen werden uns nicht exklusiv erhalten bleiben. Was uns zu Menschen macht ist Blut, Flüssigkeit, CO₂. Das Verhalten, das kann man modellieren. Ich beginne mich zu fragen, was es bedeutet, ein Mensch zu sein. Die Menschenrechte tragen der Tatsache Rechnung, dass wir individuelle Wesen sind mit Bedürfnissen und wir das Recht haben, dass unsere Bedürfnisse befriedigt werden. Ich kann mir vorstellen, dass man dereinst ein neuronales Netz erschafft, das dafür sorgt, dass die Wesen, die so gemacht wurden, Bedürfnisse haben. Wir werden uns fragen müssen, ob wir diesen Wesen das Recht zugestehen, ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Wenn das Vorhandensein von Bedürfnissen die Grundlage ist für Menschenrechte, müssen wir diesen Wesen, den Robotern, Rechte zugestehen.

Warum ignoriert unser Gehirn mehrmals pro Tag das eigene Tun? Die Abläufe beim Gehen zum Beispiel.

Weil der grösste Teil unseres Verhaltens durch unbewusste Prozesse kontrolliert wird. Wir können mehr, als wir wissen, das repräsentiert die Dominanz des unbewussten Verhaltens. Wir kontrollieren weder die Bewegungsabläufe beim Gehen noch beim Schwimmen oder Radfahren. Dafür sind wir ignorant, genauso ignorant wie für Verhaltensweisen, die in unserer Verhaltenshierarchie weit



«Physischer Kontakt ist essentiell für uns Menschen. Die Kommunikation im Internet hingegen ist katastrophal für uns.»

«Sprechen zwei, drei Menschen über das Gleiche, synchronisieren sich ihre Gehirne.»

oben stehen. Denken Sie etwa an den Deutschen, der in einem Schweizer Restaurant ein Bier bestellt: «Ich krieg ein Bier», sagt der Deutsche. «Mann ist der unhöflich», denkt der Schweizer. Für den Deutschen aber ist sein Verhalten völlig normal, er hat es so gelernt, so erfahren, denkt darüber gar nicht nach.

Was macht das Internet mit unserem Gehirn?

Vieles. Alles, was ein Mensch im Moment generieren und produzieren kann, finden wir im Internet frei zugänglich, jederzeit, an jedem Ort, in allen Varianten. Das ist gefährlich. Jede Information kann übers Internet multipliziert werden. Wahrheiten, Lügen, manipulative Informationen. Wir können beeinflusst werden, durch alles und jeden und jeden Quatsch. Diese Beeinflussung nimmt mittlerweile auch Form an, Cambridge Analytica war ja nur die Spitze des Eisberges. Mir macht Sorgen, dass wir wegen der Informationsflut nicht mehr fähig sein werden, die Spreu vom Weizen zu trennen. Mir macht Sorgen, dass die Meinung kanalisiert wird. Mir macht Sorgen, dass der Mensch irgendwann am Tropf des Internets hängt. Natürlich gibt es auch die positiven Aspekte des Internets. Wir schätzen, dass es sieben Milliarden Computerknotenpunkte gibt auf der Welt. Da entsteht ein enormes Wissen. Ein eigenes Gehirn entwickelt sich, das ist cool. Aber das System entwickelt sich vom Menschen weg. Der Mensch mit seinen Schwächen verliert sich im Internet, er hoppelt vom einen zum anderen. Das führt dazu, dass wir zwei Fähigkeiten verlieren, die uns immer sehr gut zu Gesicht gestanden haben: die Fokussierung und die Selbstdisziplin. Wir sind nicht mehr länger bei der Sache, weder beim Lesen noch beim Musikhören. Die durchschnittliche Hörzeit bei iTunes oder Spotify liegt bei zwei Minuten. Oder Lesen: Thomas Mann ist heute total out, die langen Sätze, die er geschrieben hat, die liest heute niemand mehr. Auch der Filmschnitt ist viel schneller geworden. Wir können uns nicht mehr so gut auf das Wesentliche konzentrieren. Dabei ist unser Gehirn ein Konzentrationsorgan, die Tiefe ist für uns wichtiger als die Breite. Es gibt noch ein weiteres Problem. Wenn wir im Internet mit anderen kommunizieren, fallen Mimik wie Gestik weg. Wir sehen nur noch verstümmelte Nachrichten. Korrekt geschrieben wird in den sozialen Medien kaum mehr etwas, es handelt sich vielmehr um eine fragmentierte Sprache, bei der man sich fragt, was schreiben die eigentlich? Diese verbalen Signale, die da gesendet werden, sind für unser Gehirn schwer verständlich.

Das tönt nach Kulturpessimismus.

Ja, ich ertappe mich selbst dabei, dass ich denke: Mensch, du argumentierst wie ein alter Sack. Gelegentlich wird mir auch vorgeworfen, ich sei ein Kulturpessimist. Das bin ich nicht, ich arbeite auch mit dem Internet. Was mir Sorgen macht: Im Internet kann jeder alles sagen und er sagt es ungehemmt. Weil im Internet vor allem ein Kommunikationskanal, für den wir evolutionär herangebildet wurden, nicht benutzt wird – das Lesen im Gesicht des Gegenübers. Wir können Menschen angreifen, beleidigen, verletzen und sehen die Reaktion des anderen nicht. Wir beurteilen Menschen, ohne sie zu kennen. Jeder kann

seinen Dreck platzieren. Die Gefahr des Internets besteht darin, dass sich die Menschen gegenseitig verletzen. Auf eine Art und Weise, die für den Zusammenhalt von Gesellschaften ungünstig ist. Kinder mobben sich gegenseitig, machen sich aufgrund von Nebensächlichkeiten fertig. Die Internet-Trolls sollten Anlass sein, darüber nachzudenken, wie der Mensch ist. All der Hass, der auf Social Media zum Vorschein kommt, das sind Verhaltensweisen, die wir zu hemmen gelernt haben. Im Netz geht dies vergessen, da äussern sich viele ungehemmt – und sehen nicht, wie der angegriffene Mensch auf die Beleidigungen reagiert. Im normalen Kommunikationsumgang sprechen wir face to face, das reguliert die Angriffe. Es gibt noch einen zweiten unangenehmen Aspekt des Internets. Wenn ich mein unangenehmes Verhalten einfach so rausgiessen kann und dabei tausend andere finde, die ebenso denken, verstärkt sich mein Verhalten, ich konzentriere mich auf die Leute, die den gleichen Blödsinn erzählen wie ich, Diskurs findet keiner mehr statt. Das ist der grosse Unterschied zu einer Diskussion, die wir mit einem Visavis führen. Ein Diskurs ist ein biologisch relevanter Austausch von Informationen im Rahmen eines sozialen Zusammenseins. Wir gucken einander ins Gesicht, wir debattieren miteinander und vielleicht ändere ich im Verlauf des Gesprächs mein Verhalten, weil ich sehe, dass das, was ich eben gesagt habe, mein Gegenüber beleidigt, und entschuldige mich. Physischer Kontakt ist essentiell für uns Menschen. Die Kommunikation im Internet hingegen ist katastrophal für uns. Sie verletzt uns, sie macht uns fertig. Es ist eine komplett unbiologische Kommunikation.

Wieso verleiht das Gehirn nicht jeder Information, die es bekommt, eine Bedeutung?

Wegen zweier Mechanismen. Der eine sind biologisch vorbereitete Signale, der andere Signale, die zu interpretieren wir gelernt haben. Biologisch vorbereitete Signale sind etwa Warnzeichen, die uns auf eine mögliche Gefahr aufmerksam machen: laute Geräusche, Menschen, die sich seltsam benehmen oder sich seltsam bewegen. Auf diese Signale reagieren wir instinktiv, müssen wir reagieren. Die Signale hingegen, die wir interpretieren, sind in der Kultur, in der wir leben, entwickelt worden. Auf diese Reize haben wir gelernt, zu reagieren. Der Mensch hat einen riesigen Cortex bekommen, damit können wir die Welt auf unterschiedlichste Möglichkeiten interpretieren und Kulturen entwickeln, die sich extrem voneinander unterscheiden. Das kann ausser dem Menschen kein anderes Tier. Wenn ein Kind in eine Kultur hineingeboren wird, muss es lernen, sich in dieser einen Kultur zurechtzufinden, es muss die Regeln dieser Kultur mehr als lernen, es muss sie aufsaugen, damit es unbewusst damit umgehen kann. Wir lernen, auf die Aspekte zu fokussieren, die in unserer Kultur relevant sind. Wir sind kulturspezifische Wesen.

Was passiert mit dem Gehirn eines Menschen, der monatelang in Isolationshaft gehalten wird?

Diesem Menschen und seinem Gehirn geht es schlecht, ganz schlecht. Maximalen Reizentzug halten wir vielleicht vier, fünf Tage aus. Kommt Schlafentzug hinzu, wird es

furchtbar. Das Gehirn beginnt zu halluzinieren, es generiert eigene Reize. Isolationshaft kann einen Menschen in den Wahnsinn treiben.

Unser Gehirn verändert sich lebenslänglich. Weshalb fällt es uns so schwer, alte Gewohnheiten abzulegen und neue Talente zu entdecken?

90 Prozent dessen, was wir tun, machen wir unbewusst via Automatismen. Diese Automatismen haben wir mit der Zeit aufgebaut und wir wenden sie an, ohne uns gross darauf konzentrieren zu müssen. Wir machen etwas mit links. Wir lieben Automatismen, weil sie uns keine Mühe kosten. Machen wir hingegen etwas bewusst, ist dies anstrengend, wir brauchen viel Energie, werden schnell müde. Wenn wir etwas Neues unternehmen, müssen wir den Automatismus aufbrechen, das ist nicht nur mühsam, wir wissen auch nicht, ob wir Erfolg haben werden. Wir könnten scheitern, das ist ein unangenehmer Gedanke, er hindert uns, Neues anzustreben. Dabei könnten wir uns mit einem Ziel, das wir anpeilen und dann auch erreichen, die schönste Emotion beschern, die sich der Mensch selbst schenken kann – Stolz! ●

Brainstorming

Dieses Interview ist Teil des Buches *Brainstorming*. Autorin Barbara Schmutz führt darin 17 Gespräche mit führenden internationalen Gehirnforscherinnen und Gehirnforschern zu Traum und Schlaf, Sucht und Drogen, Lernen und Gedächtnis – und zu anderen Phänomenen, die wir dem Gehirn verorten. Was macht unser Gehirn, wenn wir schlafen? Wie entsteht ein Geistesblitz? Was geschieht in unserem Kopf, wenn uns ein Wort zwar auf der Zunge liegt, wir es aber partout nicht sagen können? Gibt es in unserem Gehirn Raum für eine Seele? Können wir bewusst vergessen? ○

Brainstorming. 300 Fragen an das Gehirn, KEIN & ABER, 2020



LUTZ JÄNCKE (*1957) ist Neuropsychologe und kognitiver Neurowissenschaftler. Der Professor für Neuropsychologie an der Universität forsch vorwiegend zur Plastizität des Gehirns. Um den neurowissenschaftlichen Grundlagen des Alterns auf die Spur zu kommen, gründete er 2009 mit dem Gerontopsychologen Mike Martin an der Universität Zürich das «The International Normal Aging and Plasticity Imaging Center». 2012 folgte die Gründung «Dynamik des gesunden Alterns» ebenfalls an der Universität Zürich. Nebst seinen wissenschaftlichen Arbeiten hat sich Jäncke mit Büchern und Vorträgen zur Plastizität des Gehirns einen Namen gemacht.

BARBARA SCHMUTZ (*1963) ist freischaffende Journalistin und Autorin. Sie arbeitet für verschiedene Schweizer Zeitungen und Magazine. barbara-schmutz.ch





ICH UND iCH

Kontaktsperre, Isolation, Einsamkeit – all das, was wir in den vergangenen Monaten durchlebten, ist für Künstlerinnen und Künstler oft Alltag in ihrem Schaffen. Ein Essay über Lust und Last des Alleinseins.

Von JEREMIAS HEPPELER

Die Überlegungen zum nachfolgenden Text über Isolation begannen – wie sollte es auch anders sein – mit einem Meme auf Twitter. Als die Corona-Quarantäne startete, häuften sich auf der Plattform der begrenzten Buchstabenanzahl nämlich Postings mit dem immer gleichen Inhalt: «Wusstest du schon, dass Shakespeare *König Lear* in Quarantäne schrieb?»

Eins vorab: Es ist durchaus möglich (wenn auch nicht final zu beweisen), dass Shakespeare das Stück in Isolation vollendete. Um 1606 kehrte die Pest nach London zurück, wo sie wenige Jahre zuvor etwa ein Zehntel der Bevölkerung dahingerafft hatte. Der Schwarze Tod setzte auch der Theaterkultur zu, die ihre Häuser alternativlos schliessen musste.

Shakespeares Truppe «King's Men» zog aufs Land, um dort irgendwie aktiv zu bleiben, der Meister selbst aber zog sich zurück. Ins Alleinsein. *King Lear* feierte seine Premiere indes am Boxing Day (sprich am 26. Dezember) desselben Jahres vor den kritischen Augen von König James dem 1. Die Pest war da bereits zurückgedrängt und so scheint es durchaus logisch, dass Shakespeare die Quarantäne vor allem zum Schreiben genutzt hatte. So weit, so gut.

Schöpfen aus dem eigenen Kopf

Springen wir zurück in die Gegenwart. Abermals Pandemie. Abermals Quarantäne. Jetzt aber mit Social Media. Der scheinbar harmlose Satz reift zum sprudelnden Internet-Phänomen, wird einerseits zum Leit- und Motivationspruch («Also wenn Shakespeare es schafft, so ein Brett zu zimmern, dann kannst auch du diese Zeit nutzen»), bekommt andererseits aber auch seitens der Millennials eine scheppernde Gegenbewegung ab (frei nach dem Motto: «Shakespeare hat vielleicht *King Lear* geschrieben, aber musste er auch um Klopapier kämpfen und seinen Instagram-Account pflegen?»).

Im Kern dieser sicher nicht ganz ernstesten Debatte materialisiert sich beinahe schüchtern die Frage nach Kunst und Isolation. Was macht es mit einem Künstler, wenn er vom echten Leben abgetrennt wird? Wenn ihm nur der eigene Kopf zur Inspiration und Ablenkung bleibt? Und: Müssten Künstler nicht gerade jetzt vor Produktionslust nur so schäumen?

Grosse Welt im Kleinen

Tatsächlich hat die gegenwärtige Situation speziell das Internet mit Inhalten überflutet. Künstler haben Zeit. Und die steht ja ohnehin still. Gross- und Langzeitprojekte sind eingefroren. Oder abgesagt. Und dieser luftleere Raum will digital gefüllt werden. Streams. Liveübertragungen. Onlinegalerien. Neue Wege tun sich auf. Überall. Da es eine Menge Überblicke über aktuelle Projekte gibt, soll sich dieser Text historischen Isolationssituationen widmen.



Auf der Suche im geschichtlichen Dickicht stösst man unweigerlich auf ein Genre, das ebenda, in der Einsamkeit der eigenen vier Wände, geprägt und erfunden wurde: die Zimmerreise. Begründer des Ganzen war der französische Schriftsteller Xavier de Maistre, der aufgrund eines Hausarrests 1790 seine Wohnung nicht verlassen durfte und deshalb zu einer 42-tägigen Reise durch seine vier Wände aufbrach und dabei das Werk *Voyage autour de ma chambre* verfasste.

Der Kniff dabei: Die *Reise durch mein Zimmer* erscheint nicht als schnödes Alltagsstagebuch oder als aufgeblähte bis blumige Gegenstandsbeschreibung, sondern wie ein Reise- oder Forschungsbericht. Diese waren um 1800 besonders beliebt, und so reifte de Maistres Werk, das sich gleichermassen total ironisiert, aber eben auch als ernsthafte Genreblüte rezipieren lässt, zum Bestseller, der viele Nachfolger nach sich zog.

Der Franzose umging mit seiner einfachen wie genialen Idee die vermeintlich grösste Schranke der Isolation: Der Autor oder Künstler lebt in einer abgeschlossenen Zelle, in der er nichts wirklich Wirkliches erlebt, das er durch den poetischen Fleischwolf drehen kann. De Maistre nahm das, was da war, und machte ebendas zu Literatur.

Auch Anne Franks Tagebuch kann über weite Strecken als eine Art Zimmerreise verstanden werden, auch wenn in diesem Zimmer praktisch die ganze Welt in all ihrer Tragik rotierte. Und genau dieser unerträgliche Umstand macht diesen Text bis heute so lesenswert, aber eben auch so schmerzhaft: Wie das Leben der jungen Frau und ihrer Familie durch blinden und vollkommen sinnbefreiten Hass von aussen immer kleiner und kleiner wird, zusammengefaltet, bis nur das wenige Quadratmeter grosse Versteck bleibt.

Morandi malte, was da war – immer und immer wieder

Eine unfreiwillige Wahlverwandtschaft zur Zimmerreise findet sich im bemerkenswerten Leben und Werk des Malers Giorgio Morandi, der als lebenslanger Junggeselle auch dann noch mit seinen Schwestern zusammenlebte, als er mit seinen Stillleben längst Weltruhm erlangt hatte. Morandis Wohnzimmer war auch Morandis Atelier. Und der Kunstlehrer, der Bologna nur ein einziges Mal für eine Ausstellung in Winterthur verliess, malte, was da war. Immer und immer wieder. Und zwar so virtuos, dass er später als Professor auf den Lehrstuhl für Radierung an der «Accademia di belle arti» in Bologna berufen und weltweit ausgestellt wurde.

An dieser Stelle kommt man nicht drumherum zu fragen, ob der Künstler es überhaupt braucht: das handfeste Erlebnis. Am eigenen Leib. Oder ob es nicht gerade seine Aufgabe ist, dieses Erlebnis aus dem Nichts heraus zu kreieren. Fest steht: Die wenigsten Kreativen schaffen es, autark vom wirklichen Leben zu arbeiten. Die Verzahnungen erfolgen zwangsläufig auf vielerlei Ebenen. Und natürlich braucht ein Künstler Aufführungsorte. Öffentliche Räume, die er füllen kann. Umschreiben kann. Oder anders: Shakespeare hätte noch 200 Meisterwerke schreiben können, ohne Theater wären sie im Verborgenen geblieben.

Beuys und die Freiheit des Bewusstseins

Bemerkenswert in diesem Kontext sind auch die Aussagen von Joseph Beuys aus dem Jahr 1985, im Zuge der Aufzeichnung *Frühstücksgespräch*: «Die Möglichkeiten zur Freiheit sind immer gegeben. Das heisst, was Schiller gesagt hat, ist ein objektives Gesetz: Der Mensch ist frei und wäre er in Ketten geboren. Das heisst, die aufwändige Freiheit hat mit der Freiheit ja gar nichts zu tun. Ob ein Mensch im Gefängnis sitzt oder in Ketten liegt oder sehr stark behindert ist durch eine sehr schwere Krankheit, ob er schön oder hässlich ist, ob er schnell laufen oder rennen kann, das sind ja letztendlich zwar Hinderungen. Aber es sind keine Behinderungen der Freiheit. Die Freiheit ist das Anwachsen des menschlichen Bewusstseins. Das heisst, die Freiheit ist ein Bewusstseinsprozess.»

«Kreativität lässt sich nicht steuern. Sie zündet. Oder sie zündet nicht.»

Apropos in Ketten: Wir müssen über Christian Friedrich Daniel Schubart sprechen. Das vergessene Genie der deutschsprachigen Literatur. Und viel mehr. Multitalent. Komponist. Organist. Journalist. Autor. Alles gleichzeitig. 1739 geboren als Sohn eines Pfarrvikars, 30 Jahre später an den württembergischen Hof berufen als Musikdirektor. Was für eine Ehre!

Doch Schubart war kein Duckmäuser oder Speichellecker. Im Gegenteil: Der Vollblutswabe provozierte den Adel mit seinem ausschweifenden Lebensstil, mit mangelndem Respekt und permanenter Kritik an der Geistlichkeit und am von Herzog Carl Eugen gelebten Absolutismus. Letzterer verbannte ihn schon bald aus dem Herzogtum, doch das Exil befeuerte Schubarts Kampfesenergie nur noch weiter. Seine Zeitschrift *Teutsche Chronik* wurde zur Kampfschrift und als er Carl Eugens Mätresse Franziska von Hohenheim als «Lichtputze, die glimmt und stinkt» beschrieb, da brachte er das Fass wohl endgültig zum Überlaufen. Der geniale Rebell wurde auf württembergischen Boden gelockt, festgesetzt und ohne Prozess ins Gefängnis geworfen. Für zehn Jahre.

Kreativität in der Isolation

Da sass er jetzt, auf der Festung Hohenasperg, der geistliche Staatsfeind Nummer eins. Die ersten Monate war die Isolation vollkommen. Kein Besuch. Kein Lesen. Kein Schreiben. Später dann Umerziehungsmassnahmen, die sich nur oberflächlich in reumütigen Gedichten widerspiegeln. Doch schlussendlich, das zeigt der Blick in Schubarts Werk und in seine Autobiografie, blieben die Versuche, ihn zu brechen, zwecklos.

Schrittweise gewöhnte er sich an sein Schicksal, schrittweise begann er wieder zu arbeiten. Zig Lieder entstehen (unter anderem *Die Forelle*, die später kongenial von Franz Schubert vertont wurde), dazu sozialkritische Texte und politische Gedichte. Als er 1787 aus der Gefangenschaft entlassen wird, hat Schubart ein brachiales Lebenswerk zusammengebaut.

Vermutlich gibt es unterm Strich zwei Arten von Künstler. Derjenige, der es schafft, in der Isolation produktiv zu sein. Ob gut oder schlecht, das sei dahingestellt. Und derjenige, der es nicht kann. Diese Einschätzung ist zunächst einmal wertfrei. Kreativität lässt sich nicht steuern. Sie zündet. Oder sie zündet nicht.

Inspiration erscheint vor diesem Hintergrund zumindest ein Stück weit als Mythos. Wenn das weisse Blatt vor dir liegt. Leer. Ewig. Dann kannst du zigtausend motivierende Texte einverleiben. Dann kannst du die faszinierendste Musik hören und die komplexesten Filme schauen. Es bringt dir nichts, das Weiss wird dich immer wieder einholen. Immer wieder umschliessen. Das ist die Gefahr, die Angst, die jeden Künstler heimsucht.

Sicherer Rahmen für Elfriede Jelinek

Literaturnobelpreisträgerin Elfriede Jelinek begab sich 1967, kurz nach ihrer Matura und ihrer Einschreibung an der Universität Wien, aufgrund von massiven Angstzuständen in ein Jahr freiwilliger, aber auch vollkommener Isolation im Haus ihrer Eltern. Hier, in diesem für sie vermeintlich abgesicherten Rahmen, fernab der erdrückenden Last des Lebens, fand sie erstmals die Kraft zu schreiben und ihre ersten Gedichte wurden in kleinen Verlagen gedruckt. Der Grundstein für eine beispiellose Karriere als Schriftstellerin. (Witzigerweise war es dann auch Elfriede Jelinek, die auf eine Umfrage der *ZEIT*, die verschiedene KünstlerInnen fragte, woran sie denn während der Quarantäne arbeiten würden, trocken antwortete: «Ich arbeite an überhaupt nichts.»)

Ein Künstler, der isst, lebt, feiert, liebt, sich sorgt, sich freut, geniesst, hasst, dem fehlt eine Menge Zeit, um Kunst zu machen. Das einfache, das schöne Leben, auch das frisst Kunst, für die es sich doch irgendwie aufzuopfern gilt. Wieder andere verstehen Kunst als harte Arbeit. Schreibtisch-Job. Frühmorgens aufstehen. Schreiben, malen, schneiden, Musik machen – bis zum festgelegten Feierabend. Wie Nick Cave. Wie Boris Blank von Yello. Jeder Einzelne hat seinen eigenen Rhythmus, nach dem er schlägt und tanzt. Nach dem er schafft. Es gibt keine Patentlösung. Du kannst das nicht lernen. Niemals.

Schlussendlich kann es uns also egal sein, ob Shakespeare *King Lear* in Quarantäne geschrieben hat. Oder auf einer Karibikinsel. Oder ob es ihn, diesen Überautor, überhaupt gab. Das Werk ist da. Jemand hat es geschrieben. Das ist, was zählt. So grundlegend. So einfach. Und wir, wir leben und arbeiten alle nach unseren eigenen Parametern. Und das Scheitern, das gehört als elementarer Taktgeber zur Kunst dazu. Zum Prozess. Wir müssen es zulassen. Zulassen dürfen. Gerade jetzt. Mehr denn je. ●



JEREMIAS
HEPPELER (*1989) arbeitet
als freier Journalist, Künstler,
Filmemacher und Musiker in der
Bodenseeregion. Diesen Text
schrieb er für thurgaukultur.ch.



Virtuelle Begegnungen

Die virtuelle Zusammenarbeit wird als Nonplusultra gepriesen.
Doch sind Begegnung und Beratung, Verständigung und Miteinander virtuell überhaupt möglich? Zu welchem Preis und wer profitiert davon? Zeit für eine erste vorsichtige kleine Sichtung der Verhältnisse.

Von KLAUS EIDENSCHINK

Nun also der Hype des Hypes: Corona boostet das virtuelle Arbeiten. Man wird erschlagen von euphorischen Berichten, von verlockenden Angeboten, von Dumpingpreisen für Onlineberatungen jedwedem Zuschnitts, erste Controller errechnen die Ersparnis für Mietkosten beim Entfall von Meetingräumen. Man könnte den Eindruck bekommen, dass die Menschheit die Erkenntnis gewonnen hat, dass es – im Vergleich gesprochen – der Videosex und nicht das körperliche Zusammensein ist, welcher das höchste der Gefühle verspricht. Natürlich stehen im Hintergrund neue Geschäftsmöglichkeiten in schwierigen Zeiten. Da geht schon mal der Überblick verloren.

Wodurch entsteht in Menschen ein Erleben von Begegnung, von Zusammensein? Ohne hier in die Details der Interaktions- und Resonanzforschung gehen zu können: Alles basiert auf einem umfassenden inneren Erleben, an dem alle Facetten des Menschen beteiligt sind: Wahrnehmen, Fühlen, Denken, Wollen, Selbstaussdruck. Alle diese Vorgänge haben auch einen körperlichen Aspekt – das Fachwort ist Embodiment. Über den körperlichen Ausdruck synchronisieren sich Menschen, wenn sie sich begegnen. Wir reagieren auf Änderungen in Gangbild, Haltung, Mimik, Sprechmodus, Stimmlage, körperlichen Abstand, Gestik, Blickkontakt, Ausdünstungen. Das führt zu bewusster und unbewusster Resonanz, zu einer meist impliziten Gestaltung des Rhythmus im Zusammensein, zu Entwicklung von Aufmerksamkeit oder Langeweile, zu Annäherung oder Rückzug, zum Wechsel von Sich-Zeigen und Sich-im-Hintergrund-Halten. In Summe entsteht so emotionale Sicherheit (oder Unsicherheit), Vertrauen (oder Misstrauen), Loyalität (oder Eigennutz), Kreativität (oder Lustlosigkeit), Inspiration (oder Warten aufs Ende), Empathie (oder Auseinanderfallen). Diese seelischen Effekte leben also von einer Vielzahl von Faktoren, die ineinanderspielen und -greifen. Das meiste davon ist unbewusst und deshalb enorm wirksam.

Verlust und Gewinn in virtuellen Kontexten

Nun könnte man meinen, dass damit ein problematisches Urteil über virtuelles Arbeiten gefällt sei, weil es nun ja offensichtlich ist, dass viele der gerade genannten Prozesse im Virtuellen (noch) verloren gehen. Das stimmt einerseits

und gerade deshalb muss man nun andererseits sich vor kurzschlüssigen Urteilen im Namen der «Ganzheitlichkeit» hüten. In dem Moment, in dem man Resonanz normativ auflädt – wie etwa der deutsche Soziologe Hartmut Rosa das in seinen Büchern tut –, kann man das gegenwärtige Geschehen nur noch als Verfall des eigentlichen menschengerechten Lebens ansehen. Das ist leicht gesagt und aus meiner Sicht falsch. Stattdessen möchte ich ein paar differenzierende Gedanken anbringen, für welche Menschen die virtuellen Medien aus Gründen, die ich benennen werde, besonders attraktiv, besonders belastend oder besonders ablehnungsbedürftig sind. Denn – für wen sich im virtuellen Arbeitskontext nichts ändert (solche Aussagen höre ich häufig), der hat ein ernsthaftes Problem!

Man sieht sich, aber man sieht sich nicht an

Auf einem Bildschirm sieht man die anderen, aber man sieht sich nicht an. Man schaut in die Kamera oder aber man schaut auf ein Gesicht, das in eine Kamera, aber mir nicht in die Augen schaut! Daher begegnet man sich nicht, da Begegnung auf die unmittelbare Erfahrung wechselseitigen Bezogenseins gründet: Ich sehe, dass du siehst, dass ich sehe, dass du mich anschaust. Jeder kennt die Erfahrung, wenn das Gegenüber sich schwertut, Blickkontakt aufzunehmen oder ihn zu halten. Auch aus der Säuglingsforschung sind die schwerwiegenden Irritationen, die bei Mängeln im Blickkontaktverhalten der Eltern entstehen, bekannt. Kontakt ist zirkulär, nicht sequenziell.

Ähnlich bedeutsam ist die oben schon benannte Körperlichkeit jedes Bezogenseins. Bildschirme übertragen keine Gerüche. Jeder kennt aber den Duft von jahrhundertelangem Weihrauchduft in Kirchen. Eine Doku über Elefanten überträgt nicht den Geruch ihres Dunges, der auf einer Safari riechbar ist. Dieser Duft löst allerdings im Stammhirn etwas aus, was es am Bildschirm nicht tut. Auch das Gefühl für Größe und Proportionen ist vom körperlichen und nicht visuellen Schauen abhängig. Picasso wurde mal von einer Frau angesprochen, warum denn auf seinen Bildern die Menschen nie so aussehen, wie sie wirklich sind. Er fragte: «Wie schauen sie denn wirklich aus?» Darauf zog sie ein Foto von ihrem Sohn aus der Tasche und sagte: «So sieht

«Die gegenwärtige Virtualität aktiviert eine abgespeicherte Vergangenheit.»

mein Sohn wirklich aus!» Darauf Picasso: «Oh, das tut mir leid, so flach und so klein?» Kunst zeigt uns, dass die Wirklichkeit mehr ist als ein Foto. Fotos und Videos suggerieren Wirklichkeit, wo keine ist.

Virtualität macht Vergangenheit gegenwärtig

Begegnung am Bildschirm kann man demnach nur erleben, wenn man frühere (!) Beziehungserfahrungen mit diesem/diesen Menschen in sich wachrufen kann – dann erlebt man auch am Bildschirm Kontakt. Das heisst: Die gegenwärtige Virtualität aktiviert eine abgespeicherte Vergangenheit. Daher geniessen Grosseltern den Videochat mit den Enkeln und das Bier schmeckt mit den Freunden am Bildschirm interessanterweise besser. Virtualität macht die Vergangenheit gegenwärtig. Diese Fähigkeit – gute innere Beziehungserfahrungen wachzurufen – haben allerdings nicht alle Menschen. Manche Menschen wurden etwa immer wie «Dinge» behandelt und betrachtet – und wurden nie als Mensch mit Resonanz versorgt.

Eine weitere Facette, um den Mangel an Kontakt am Bildschirm auszugleichen, ist es, wenn die Begegnung, die möglich werden könnte, innerlich antizipiert wird. Manche kennen das von den auf Onlineportalen angebahnten Dates. Man imaginiert eine schöne Zukunft, ruft damit gegenwärtige Gefühle hervor, drückt diese aus und erzeugt somit Verbundenheit (obwohl man sich noch nie getroffen hat). Man kann sich also sehr wohl im Virtuellen genauso wie in der Realität kennenlernen, wenn man im Auge behält, dass jeder sein vorgestelltes Bild vom anderen «kennenlernt» und dieses dann irgendwann mit der realen Person abgleichen muss. Das kann zur Heirat wie zur Enttäuschung führen, wie man weiss. Ein solcher Abgleich ist im Virtuellen sehr viel anspruchsvoller als im Nicht-Virtuellen, weil eben das Embodiment fehlt, was eine zentrale Instanz der Informationsbeschaffung ist.

Es steigt daher der Anteil an nicht überprüfbarer Projektion in virtuellen Kontexten enorm. Man ist in höherem Masse auf sich selbst und die inneren Bilder bezogen. Aus diesem Grund macht sich nach einiger Zeit im virtuellen Raum stärker bemerkbar, wer welche inneren «Bilder» von den jeweiligen Bezugspersonen wirksam werden lässt. Die einen sehen in den anderen zu viel Positives und die anderen zu viel Negatives. Das passiert sonst auch, aber im reduzierten Wahrnehmungsraum virtueller Kontexte wird das sehr viel bedeutsamer. Das ist wichtig zu wissen, weil das helfen kann, die Enttäuschungen bei realen Begegnungen besser zu verarbeiten.

Wer tut sich leicht, wer tut sich schwer?

Was am Bildschirm wahrnehmungsseitig möglich ist, ist Sehen und Hören. Das Riechen, das Berühren, das Atmen von Atmosphäre, das leibliche Ertasten von Stimmungen, das Schmecken der Luftqualität – also alles, was man kinästhetische Wahrnehmung nennt, bleibt auf der Strecke. Jeder Mensch hat einen Art Heimathafen in Bezug auf sein bevorzugtes Wahrnehmungsfeld. Daher – das sollte man wissen – tun sich visuelle Menschen am leichtesten, die aufs Hören geeichten müssen lernen, die vielen visuellen

Reize zu ignorieren, und die «Kinästheten» kommen unter Stress und irren leicht desorientiert am kacheligen Bildschirm umher.

Allen gemeinsam ist, dass, egal welche Resonanz man gerade empfindet, die Synchronisierung dieser Resonanz auf andere kaum möglich ist. Ich freue mich über den mimischen Ausdruck von jemandem und lache. Aber niemand der sechs Leute am Bildschirm weiss, wen ich anlache und auf welchen Moment meine Freude sich bezog. Das ist schon ein Problem, wenn es real passiert, im Virtuellen ist es ständig der Fall. Die zeitliche Abstimmung gelingt wenig und die soziale Adressierung wird unübersichtlich. Das kann nicht kommunikativ aufgefangen werden («Ich habe wegen Deines verkniffenen Gesichtsausdrucks gelacht, Helmut!»), da dies das Gespräch sprengen oder zumindest extrem verlangsamen würde. Wird es aber nicht erklärt, dann hängt die wechselseitige Resonanz in der Luft und droht ihren Sinn zu verlieren. Dadurch wird die Kommunikation anstrengend, umso mehr, je länger sie dauert. Körpersprachlich ist man in einem Art echolosen oder echoverzögerten Raum. Das limbische System reagiert darauf mit Stresshormonen. Dabei ist es wichtig, nach Videokonferenzen realen Kontakt zu haben, sonst bleibt man auf dem Stresspegel sitzen.

Virtualität aus Introvertiertheit favorisieren

Ich coache Führungskräfte, die atmen geradezu auf. Endlich kein Zwang zu Nähe und Befindlichkeiten, endlich Arbeiten an der Sache, an nötigen Abstimmungsprozessen, endlich mit einem Klick auf die Stummschaltung: Befreiung vom Smalltalk. Ihnen fehlt es an nichts. Sie waren vorher ohne wesentliche Resonanz auf andere Menschen und haben Zwischenmenschliches in Kauf genommen, um keine schlechten Ergebnisse in Mitarbeiterbefragungen zu erhalten. Es sind Menschen, die ergebnisorientiert sind und Angst vor Nähe haben.

Oder sie sind in hohem Mass introvertiert und hatten bislang noch keine zu ihnen passende Form gefunden, sich in Gruppen wohlfühlen. Auch ihnen kommt die Möglichkeit, am Bildschirm einfach unauffällig in der Zuhörerrolle zu bleiben, sich keinen Beschämungssituationen und weniger Spontinitätspflichten auszusetzen, sehr entgegen. Da alle oft etwas unbeholfen mit der Technik «rüberkommen», entsteht sogar mehr Gemeinschaftsgefühl. Erst recht finden sich Menschen mit Beziehungstraumata in virtuellen Kontexten oft gut zurecht, da sie hier mehr Kontrolle über die Situation haben. Sie müssen keine Übergriffe fürchten, können leichter flüchten («Ich verstehe gerade nichts mehr!») und haben weniger Angst vor Ablehnung.

Skeptiker aus Traditionsverhaftung

Manche wollen möglichst nichts oder wenig mit dem Onlinearbeiten zu tun haben. Wie kommt das? Es sind im Wesentlichen zwei unbewusste Motive, die hier zum Zug kommen, die jede Leserin, jeder Leser für sich prüfen kann.

Das eine ist das Festhaltenwollen an einer Welt der Vertrautheit. Das Neue wird als technisch, als nicht menschengerecht, als Entfremdung angesehen, die die Welt noch

weiter vom eigentlich Wichtigen und Wertvollen wegbringt. Die emotionale Inbrunst, mit der solche Meinungen dann vertreten werden, wächst häufig auf dem Boden uneingestandener Ängste und Überforderungsgefühle. Diese wiederum «muss» man leugnen, weil man sonst nicht mehr in die Zeit passt oder als rückständig angesehen wird. Daher braucht es ein mit Werten aufgeladenes Gegenarrativ, welches dann zum Beispiel in der «Bewahrung des Menschlichen» gesucht wird.

Das andere ist ein unbewusstes Wissen, dass einem das fehlende Embodiment, als das Fehlen der unmittelbar leibhaften Wahrnehmung von Resonanz, Rückkopplung und Verbundenheit mit anderen, ganz und gar nicht gut tut. Manche Menschen leiden im virtuellen Kontext, weil es alte Wunden aufreisst. Wunden, die entstanden sind, weil frühe Bezugspersonen eine «technische» Ausstrahlung hatten, weil sie schon auf der Wickelauflage zu «funktionieren» hatten und letztlich in gewisser Weise auf der körperlichen Ebene schon immer allein waren. Sie kennen «virtuellen» Kontakt auch ohne Bildschirm. So jemand reagiert fast zwangsläufig auf medial vermittelten Kontakt mit Unbehagen, innerem Verstörtsein und Fluchttendenzen oder Apathie. Das Aufrechterhalten von Aufmerksamkeit fällt deshalb schwer. So sucht man sich «vernünftige Begründungen», um den inneren Zustand zu erklären und zu rechtfertigen, oder man bekämpft die Medien in der oben beschriebenen Weise. Man verbirgt seine Not hinter Werten.

Reflexion statt Reflexe

Was nützt, ist etwas Innehalten und Selbstreflexion. Jeder tut gut daran, seine spontanen Impulse, seine Neigungen, sich in irgendetwas, was mit den virtuellen Möglichkeiten einhergeht, bestätigt zu fühlen, zu hinterfragen. Reflexion statt Reflexe könnte das Motto sein. Wenn man den Hype nutzt, um Erfahrungen zu sammeln, zu erlauben, dass unterschiedliche Menschen das Gleiche unterschiedlich erleben dürfen, dann könnte jeder sein Erleben selbst hinterfragen.

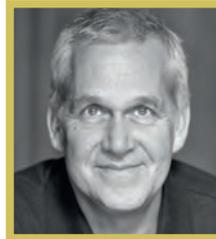
Wie jede Krise, wie alles Neue, bietet es die Chance, das Alte auf die Probe zu stellen. Die Geschwindigkeit, mit der viele sich im Neuen aufgeben oder im Alten feststecken, finde ich faszinierend und bedauerlich. So als ob immer schon geklärt ist, was man über Bord werfen und was besser besonders an Bord halten sollte.

Weder Heil noch Verderben

Welche Formen von Zusammenarbeit, von Beratung und Coaching, von Verständigung und Miteinander in virtuellen Kontexten möglich und unmöglich sind, wird sich erweisen müssen. Mein Plädoyer: Lassen wir uns dafür Zeit und lassen uns herausfinden, wer wir sind, wenn wir andere sehen, ohne sie erspüren zu können. Wir Menschen sind Kontextwesen und welches Wesen sich in uns breit macht, wenn der Kontext in höherem Mass virtuell wird, könnte spannend sein herauszufinden. Eins scheint mir sicher: Virtueller Kontakt bringt in sich weder das Heil noch das Verderben. Vieles wird durch Übung besser werden. Aber wer von den Unterschieden nichts versteht, ist den Verhältnissen ausgeliefert und kann sie nicht gezielt gestalten.

Überlegungen wie diese (und sehr viele weitere) könnten so nach und nach eine Grundlage bilden, um eine Orientierung zu bekommen, worauf bei Teamentwicklungen in virtuellen

Teams zu achten wäre, welche Phänomene zu hinterfragen sind und mit welchen verdeckten Problemen zu rechnen sein könnte. Aber es gibt auch Anlass, weiter nach Möglichkeiten zu suchen, virtuelle Kontexte wahrnehmungsreicher zu machen und Menschen zu unterstützen, die Begrenzungen des Virtuellen innerlich bewusst zu kompensieren. Das braucht es ja nicht nur dort, sondern auch in der realen Welt von Partnern, Kindern, Kollegen, Vorgesetzten, Mitarbeitern und Freunden. ●



KLAUS EIDENSCHINK (*1959) ist Ausbilder für Coaches, psychologischer Berater und Trainer für Führungskräfte. Er erforscht seit 30 Jahren, wie Menschen, Teams und Organisationen sich verändern – und warum Veränderungsversuche so oft schiefgehen.



Vor- und Nachteile von Homeoffice

Für die einen ein Segen, für die andern der schiere Graus: Homeoffice. Das Forschungsinstitut gfs.bern führte 2020 im Auftrag der Syndicom eine Befragung zum Thema «Homeoffice» durch. Befragt wurden 1126 volljährige Einwohnerinnen und Einwohner der Schweiz. Eine Zusammenfassung.

Fast alle Befragten sind überzeugt, dass Homeoffice einen positiven Effekt auf die Umwelt habe. 98 Prozent teilen die Meinung, dass Homeoffice die Verkehrsinfrastruktur entlaste sowie Staus reduziere. 89 Prozent Zustimmung genießt zudem die Aussage, dass Homeoffice einen wesentlichen Beitrag zum Umweltschutz leiste. Zudem sind 60 Prozent überzeugt, dass Homeoffice den Stress am Arbeitsplatz reduziere.

Bei den negativen Aspekten steht die Vereinsamung an der Spitze der Liste. 64 Prozent sind der Meinung, dass Homeoffice das Gefühl des Alleinseins befördere. 61 Prozent geben zudem an, dass die Ausbildung und Betreuung von Mitarbeitenden wegen Homeoffice leide, und 46 Prozent sind der Ansicht, dass Teamentwicklung im Homeoffice fast unmöglich sei und die Teamkoordination durch Homeoffice erschwert werde. 41 Prozent bemängeln überdies, dass Homeoffice nicht mit der Kinderbetreuung vereinbar sei, und 35 Prozent, dass die Kundenbetreuung unter Homeoffice leide. ○



«Je grösser der Bezugskreis ist, in dem
ich solidarisch sein soll,
umso schwieriger wird es»

Jung mit Alt, Arm mit Reich: In Krisenzeiten ist der Ruf nach Solidarität gross. Doch welche Faktoren bestimmen darüber, mit wem und in welchem Masse wir solidarisch sind? Soziologe Prof. Dr. Sighard Neckel benennt einen wichtigen Faktor: Vertrauen.

«Solidarisches Handeln, das vom Eigennutz absieht, basiert also auf Vertrauen – dem Vertrauen auf Wechselseitigkeit.»

Interview MATTHIAS THOME

Durch die Corona-Pandemie ist ein Wort omnipräsent: Solidarität. Es komme jetzt darauf an, solidarisch zu handeln – kommentieren die Medien, fordern die Virologen, appellieren Politiker. Doch was ist das überhaupt, Solidarität?

SIGHARD NECKEL: Aus soziologischer Sicht ist mit Solidarität eine bestimmte Vorstellung gemeint: Was wir uns gegenseitig an Unterstützung und Hilfe schuldig sind. Wer solidarisch handelt, ist aufgefordert, von seinem Eigeninteresse abzusehen, auf eine Belohnung zu verzichten und auch Nachteile in Kauf zu nehmen. Hier liegt der Unterschied zwischen Kooperation und Solidarität: Wer anderen hilft und mit einem eigenen Vorteil kalkuliert, handelt vielleicht auch gut und richtig. Man kann aber nicht für sich in Anspruch nehmen, solidarisch zu sein. Für solidarisches Handeln sollte ein erwartbarer Nutzen keine Rolle spielen.

Solidarität ist also ein rein altruistisches Konzept?

Nicht ganz. Zu einer Hilfeleistung, in der man eigene Nachteile in Kauf nimmt, ist man meist nur unter gewissen Auflagen bereit: Wenn man erwarten kann, dass man dieselbe Unterstützung erfahren wird, sollte man selbst auf andere angewiesen sein. Solidarisches Handeln, das vom Eigennutz absieht, basiert also auf Vertrauen – dem Vertrauen auf Wechselseitigkeit.

Gegenüber Menschen, die wir kennen, ist das einfach nachzuvollziehen: Innerhalb unserer Familien- oder Freundeskreise nehmen wir ständig den eigenen Nachteil in Kauf. Warum aber sollte ich mich mit Fremden solidarisieren?

Émile Durkheim, einer der Urväter der Soziologie, hat zwischen zwei Formen von Solidarität unterschieden, die auf mögliche Antworten verweisen: die mechanische und die organische Solidarität. Die mechanische Solidarität beruht auf Ähnlichkeit – sie bezieht sich einzig auf eine spezifische Gruppe, wie auch immer sie verstanden wird. Das kann die Familie, der Clan, das eigene Volk oder die eigene Klasse sein. Innerhalb dieser Gruppe ist man solidarisch, weil die anderen einem ähnlich sind. Jeder, der einem nicht ähnlich ist – also der Fremde –, hat keinen Anspruch auf Solidarität. Im Gegenteil: Aussenstehende werden als Personen betrachtet, denen gegenüber man auch unmoralisch handeln darf. Innerhalb der eigenen Gruppe herrscht Solidarität; ausserhalb darf unsolidarisch gehandelt werden.

Organische Solidarität wäre folglich das Gegenteil: Sie macht keinen Unterschied zwischen Innen und Aussen. Richtig?

Durkheim wählte den Begriff organisch, weil diese Solidarität nicht auf bestimmten Gruppenzugehörigkeiten, sondern auf wechselseitiger Angewiesenheit beruht. Wie in einem Körper, in dem die verschiedenen Organe aufeinander angewiesen sind, kann in einer modernen, arbeitsteiligen Gesellschaft das eine soziale Segment nicht ohne das andere bestehen. Hier ist man nicht solidarisch, weil man sich ähnlich ist, sondern weil man zusammenarbeiten muss.

Ich muss also nur solidarisch mit Menschen sein, auf die ich auch angewiesen bin?

Richtig. Im Zeitalter universal geltender Menschenrechte gehen wir sogar darüber hinaus und verbinden mit Solidarität nicht nur ein funktionales Interesse, sondern auch einen normativen Anspruch: Wir sollen solidarisch sein gegenüber allen, die uns gleichgestellt sind, da sie die gleichen grundlegenden Rechte haben wie wir.

Warum endet Solidarität dann trotzdem meist an Grenzen und Schlagbäumen?

Wie gesagt, Solidarität basiert auf dem Vertrauen auf Wechselseitigkeit. Je grösser der Bezugskreis ist, in dem ich solidarisch sein soll, umso schwieriger wird es, dieses Vertrauen aufrechtzuerhalten. Dies zu schaffen, ist die Herausforderung unserer Gegenwart: Wie können wir ein weltweit gespanntes Netz der Solidarität entwickeln, in dem ich mich gegenüber weit entfernten Menschen zur Solidarität verpflichtet fühle, diese aber auch mir gegenüber? Wobei Stärkere zur Solidarität viel eher angehalten sind als diejenigen, die der Unterstützung bedürfen.

Ich gebe die Frage zurück: Wie geht das? Braucht es Regeln, Gesetze?

Auch wenn Solidarität heute den Anspruch hat, universal zu sein: Faktisch, glaube ich, lässt sie sich nur in einer gestaffelten Form realisieren, die jeweils unseren erweiterten Nahbereich erfasst. Auf Europa bezogen wäre das etwa der nordafrikanische Raum. Würde diese gestaffelte Form von Solidarität überall auf der Welt gelten, würde niemand aus ihrem Netz herausfallen. Sie wäre aber nicht so weit überdehnt, dass es kein Zutrauen in Wechselseitigkeit mehr gibt.

Abgesehen von Grenzen und Gruppenzugehörigkeiten: Als Erzfeind der Solidarität wird heute oft der Neoliberalismus herangezogen, dessen liberale Wirtschaftspolitik auf Eigeninteresse jedes Einzelnen gepolt ist und der keinen Raum für solidarisches Handeln vorsieht – so der Kanon der Kritiker. Stimmt das, hat uns die neoliberale Ordnung egoistischer gemacht?

Grundsätzlich schliesse ich mich dieser Auffassung an. Der Grundgedanke des Neoliberalismus und überhaupt der klassischen ökonomischen Theorie folgt der Maxime: Dem gesellschaftlichen Wohl ist am besten gedient, wenn jeder Einzelne versucht, seinen maximalen Nutzen zu erzielen. Dies steht dem Solidaritätsgedanken entgegen, der einfordert, auch eigene Nachteile in Kauf zu nehmen, um andere zu unterstützen. Gegen diese Grundüberzeugung sind Neoliberale seit Ende der 1970er Jahre angetreten, als sie den modernen Sozialstaat als Institution eines verschwenderischen Mitgefühls angegriffen haben.

«Einer hat vor dem anderen Angst. Solidarisches Handeln muss diese Angst erst einmal überwinden, bevor es wirksam werden kann.»

Aber: In einer utopischen Welt mit perfekter Verteilung und einem florierenden, sich selbst regulierenden Markt – wäre Solidarität da nicht tatsächlich überflüssig?

Nein. Dieses Gedankenspiel basiert auf der Vorstellung einer perfekten Organisation, die alles weiss und alles regelt. Dies kann es nicht geben, weil wir zum Beispiel den Zufall nicht ausschliessen können. Und auch nicht die Anfälligkeit von Gesellschaften. Der Klimawandel etwa zeigt uns, dass wir nicht in einer autarken menschlichen Welt leben, sondern ein Teil des Erdsystems sind. Damit sind auch alle Unwägbarkeiten der Natur Teil unserer Welt. Eine perfekte Organisation der Gesellschaft durch den Markt kann es auch deswegen nicht geben, weil nie alle dafür relevanten Informationen verfügbar sind und wir sie auch gar nicht verarbeiten könnten. Das wäre eine Gottesvorstellung, die wir uns besser für den Glauben aufheben sollten.

Was macht das mit der Solidarität einer Gesellschaft, wenn solche Unwägbarkeiten eintreten, wenn Naturkatastrophen Landstriche befallen, Seuchen Städte heimsuchen?

In der Soziologie gibt es eine Teildisziplin, die sich damit befasst: die Katastrophensoziologie. Da gibt es Studien etwa zu den Auswirkungen des Hurricane Katrina, zu Reaktorunfällen wie in Tschernobyl oder Fukushima, zu Erdbeben, Epidemien oder Flutkatastrophen. Dadurch weiss man zum Beispiel, dass eine Katastrophe wie ein Erdbeben nicht zu vergleichen ist mit einer Seuchenepidemie.

Warum nicht?

Weil das Handeln von Menschen in solchen Katastrophen immer davon abhängt, wovon die Gefahren ausgehen. Bei einem Erdbeben geht die Gefahr nicht von anderen Menschen aus, sondern von tektonischen Verschiebungen, denen man gemeinsam ausgeliefert ist. Bei einer Epidemie ist das anders: Einer hat vor dem anderen Angst. Solidarisches Handeln muss diese Angst erst einmal überwinden, bevor es wirksam werden kann. In solchen Situationen sind Menschen extrem anfällig dafür, allein auf das eigene Überleben zu schauen. Sündenböcke werden gesucht, um Schuldige für die Katastrophe zu finden. Auch der ehemalige US-Präsident Trump sprach davon, dass Covid-19 ein «chinesisches Virus» sei. Nur schadet eine solche Atmosphäre der Feindseligkeit einer Gesellschaft deutlich mehr als eine solidarische Haltung. Ein bekanntes historisches Beispiel dafür ist die Reaktion auf die Spanische Grippe in den USA: Während es in Philadelphia keine individuellen Einschränkungen gab, wurden in St. Louis die Warnungen vor der Epidemie rasch in Massnahmen des gegenseitigen Schutzes umgesetzt. Die Opferzahlen in Philadelphia waren um ein Vielfaches höher als in St. Louis. In solchen Situationen ist das eigene Wohl am besten gesichert, wenn eben nicht jeder allein auf sich selbst schaut, sondern möglichst viele untereinander solidarisch sind.

Nun sind menschliche Kontakte während der Corona-Krise aber nun mal potenziell gefährlich. Wie kann ich trotzdem solidarisch handeln?

In unserer Gesellschaft ist sozialer Kontakt ja nicht gleichbedeutend mit körperlicher Nähe, da haben wir heute viele andere Möglichkeiten. Und in der jetzigen Situation heisst Solidarität eben das Vermeiden von körperlichen Kontakten. Ich handle solidarisch, wenn ich zuhause bleibe. Aber auch hierfür braucht man das Vertrauen auf Wechselseitigkeit: Wenn ich zuhause bleibe, möchte ich nicht, dass ein paar Strassen weiter Corona-Partys gefeiert werden. Nun können Sie nicht an jede Strassenecke einen Polizisten stellen, um das zu überwachen. Daher braucht Solidarität das Vertrauen, dass auch andere solche Massnahmen einhalten werden. ●



PROF. DR. SIGHARD NECKEL (*1956) ist Soziologe. Er forscht und lehrt zu den Themenfeldern Gesellschaftsanalyse und sozialer Wandel an der Universität Hamburg. Er ist Sprecher der Kollegenschaftsforschungsgruppe «Zukünfte der Nachhaltigkeit», die sich mit den gesellschaftlichen Dimensionen von Nachhaltigkeit beschäftigt. Zuletzt publizierte er das Buch *Die globale Finanzklasse – Business, Karriere, Kultur in Frankfurt und Sydney*.



HALLO, Nachbar

Wer oft und lange zuhause sitzt, lernt seine Nachbarn (besser) kennen.
Einst war diese Gemeinschaft eng, ja sogar schicksalsgegeben.
Dann aber verlor sie an Bedeutung. Wie konnte es dazu kommen?
Ein Rückblick.

Von WALTER SIEBEL

Menschen sind soziale Wesen. Ohne in soziale Beziehungen eingebettet zu sein, könnten sie weder materiell noch psychisch überleben. Soweit es sich um informelle Beziehungen handelt, beruhen sie auf Verwandtschaft, Freundschaft oder auf räumlicher Nähe. Letztere nennt man Nachbarschaft. Aber welche Qualität diese sozialen Beziehungen annehmen und welche Rolle sie spielen, ist historisch wandelbar. In vormodernen Gesellschaften war Nachbarschaft eine auf ökonomischer Notwendigkeit beruhende, von sozialen Normen strikt geregelte Gemeinschaft. Diese Form von Nachbarschaft existiert nicht mehr.

Nachbarschaft lässt sich definieren als «eine soziale Gruppe, deren Mitglieder primär wegen der Gemeinsamkeit des Wohnortes miteinander interagieren». Nachbarschaft meint ein soziales Beziehungsgeflecht aufgrund räumlicher Nähe des Wohnens. Aber räumliche Nähe für sich genommen schafft keine soziale Beziehung. Sie ist nur eine technische Bedingung von direkten, sogenannten «Face-to-Face-Kontakten». Damit aus räumlicher Nähe soziale Nähe und damit Nachbarschaft werden kann, sind weitere, soziale Faktoren nötig: gemeinsame Interessen, übereinstimmende Verhaltensnormen, Ähnlichkeiten der sozialen Lage und des Lebensstils. Der räumlich nahe Wohnende muss auch sozial nahe sein, damit eine Gemeinschaft der Nachbarn entstehen kann.

Nachbarschaft war einst schicksalsgegeben

Das war in den Dörfern der Vormoderne selbstverständlich. «Nachbar» leitet sich her aus dem mittelhochdeutschen «nachgebur»: der nahe Wohnende, aber auch der nahe Bauer. Der Nachbar war von gleichem Stand, arbeitete und lebte unter ähnlichen Verhältnissen. Wer sich räumlich nah war, der war sich auch sozial nah, man war denselben Nöten und Zwängen unterworfen und zur Bewältigung des eigenen Alltags unausweichlich aufeinander angewiesen. Und viele blieben ihr Leben lang Mitglied ein und derselben

Dorfgemeinschaft. Nachbarschaft war Schicksal. Auf dieser Basis entwickelten sich strenge Normen nachbarlichen Verhaltens, deren Einhaltung die Nachbarn mit scharfen Sanktionen erzwingen konnten.

Diese objektive Basis hat Nachbarschaft heute verloren. Man ist nicht mehr ökonomisch auf seine Nachbarn angewiesen und man teilt mit ihnen auch nicht mehr notwendigerweise dieselben Werte und Normen. Die Allmende, die von den Nachbarn gemeinsam genutzte und verwaltete Acker- oder Weidefläche, ist verschwunden. Die Nachbarschaft des Wohnorts bedeutet nur noch in Ausnahmefällen auch eine Nachbarschaft des Arbeitsorts, denn mit der industriellen Urbanisierung wurde die Arbeit aus dem Wohnzusammenhang herausgelöst und am gesonderten Ort, im Betrieb, organisiert. Damit entstand erst das uns heute so selbstverständliche Gegenüber von Arbeitszeit und Freizeit. Es entstand auch das Gegenüber von Wohn- und Arbeitsort. Wohnung und Wohnumgebung wurden zu Orten von Konsum und Freizeit. Nachbarschaft ist folglich keine Produktionsgemeinschaft mehr.

Damit schwand die ökonomische Angewiesenheit auf die Nachbarn. Die Gemeinsamkeiten mit den Nachbarn wurden auf das Leben jenseits des Berufs eingeeengt. Allerdings nicht gänzlich und überall: Auch heute noch finden sich produktive nachbarliche Hilfeleistungen insbesondere im Zusammenhang von Selbsthilfeaktivitäten beim Hausbau, allerdings vornehmlich auf dem Land, wo die Voraussetzungen für produktive informelle Arbeit eher vorhanden sind: verfügbare Flächen und soziales Kapital aus der Verwandtschaft und eben auch aus den Resten traditioneller Nachbarschaft.

In der Regel aber machen heute Wohlstand, moderne Kommunikations- und Verkehrsmittel und die sozialen Netze des Wohlfahrtsstaates nachbarliche Hilfssysteme weitgehend überflüssig. Vereine, politische Parteien und öffentliche Institutionen decken einen Grossteil der Kommu-

«Menschen sind soziale Wesen. Ohne in soziale Beziehungen eingebettet zu sein, könnten sie weder materiell noch psychisch überleben.»

nikationsbedürfnisse und Aktivitäten ab, die früher vornehmlich innerhalb der Nachbarschaft stattfanden. Die modernen Kommunikationsmedien schliesslich haben den Nachbarn als Informationsquelle entwertet. Informationen aus der Nachbarschaft sind zum Klatsch heruntergekommen, dem zahnlosen Restbestand jener einstmals mächtigen gegenseitigen Kontrolle unter Nachbarn.

Informationen aus der Nachbarschaft sind zum Klatsch verkommen

Die Differenzierung der Berufe, die Individualisierung, die Pluralisierung der Lebensstile reduzieren heute auch die sozialen Gemeinsamkeiten unter den Nachbarn. Das hat die Chancen verringert, innerhalb der Nachbarschaft Gleichgesinnte zu finden, mit denen man Bekanntschaft und Freundschaft schliessen möchte. Verwandte sind ebenfalls immer seltener auch Nachbarn. Das zwingt uns dazu, seine Verkehrskreise über die ganze Stadt und weit darüber hinaus auszudehnen. Soziale Beziehungen lösen sich von unmittelbarer räumlicher Nähe. Solche Enträumlichung von Verwandtschaft, Bekanntschaft und Freundschaft ist technisch ermöglicht worden durch die modernen Verkehrs- und Informationstechnologien, ökonomisch durch den steigenden Wohlstand und zeitlich durch die Ausweitung der arbeitsfreien Zeit.

Nach der Industrialisierung verliessen auch die mit Arbeit befassten Menschen den Haushalt: die Knechte und Mägde, die Gesellen und Gehilfen. Zurück in der Wohnung blieb die Kernfamilie von Vater, Mutter und Kindern. Damit entstand erst die Möglichkeit zur Intimisierung einer privaten Sphäre in der Wohnung, die nun gegen den neugierigen und kontrollierenden Blick von aussen abgeschirmt werden konnte.

Der Blick des Nachbarn aber ist besonders problematisch, weil man dem Nachbarn anders als dem flüchtig vorübergehenden Fremden immer wieder begegnet. Also schützt man seine Privatsphäre insbesondere gegenüber den Nachbarn. Die Beziehungen werden versachlicht, man nimmt anders als früher nicht mehr selbstverständlich am gegenseitigen Familienleben teil. Man hält Abstand, zeigt keine Neugier, schon gar nicht mischt man sich in die Angelegenheiten von Nachbarn ein und vermeidet insbesondere Verpflichtungen.

Blick von aussen ist problematisch

Die wichtigste Norm gutnachbarlichen Verhaltens ist die Distanznorm, denn Nachbarschaft ist unentrinnbar. Nachbarn, anders als Freunde und Verwandte, zu denen man Kontakte hält oder eben nicht, kann man nur unter den hohen Kosten eines Umzugs auswechseln. Das macht die Kontakte zu Nachbarn so sensibel. Auseinandersetzungen zwischen Nachbarn können zu noch erbitterterem Streit führen als Scheidungen und Erbschaftsangelegenheiten. Also hält man seine Kontakte zu Nachbarn bewusst auf der Ebene einer vorsichtig-höflichen Distanz.

Aus all diesen Gründen hat der Städter heute – im Vergleich zum vormodernen Dorfbewohner – weniger und weniger intensive Kontakte zu seinen Nachbarn. Misst man diese Tatsache am Massstab der traditionellen Dorfgemeinschaft,

kann man nur noch Verfallsgeschichten erzählen. Das macht vor allen die konservative Stadtkritik, die in der modernen Grossstadt nur noch Vereinsamung und Anomie erkennt.

Aber der normative Bezug auf die traditionale dörfliche Nachbarschaft führt dreifach in die Irre: Erstens wird die Realität des modernen Grossstädtlers verzerrt. Der Grossstädter ist keineswegs einsam, nur weil er weniger Kontakte zu seinen unmittelbaren Nachbarn pflegt. Er hat nicht weniger, er hat vielmehr andere Kontakte, als es die vormoderne Nachbarschaft zulies. Zweitens wird die Qualität städtischer Kontakte verkannt. Die Ausweitung seiner Verkehrskreise weit über die engere räumliche Nachbarschaft hinaus hat die Optionen der Städter enorm erweitert. Man kann sich unter der Bevölkerung der ganzen Region und sogar darüber hinaus seine Freunde und Bekannten auswählen und selbst zu den entfernt wohnenden Verwandten enge Beziehungen aufrechterhalten, wenn man nur will. Moderne Kontaktnetze beruhen auf Wahlfreiheit, was auch beinhaltet, unerwünschte Beziehungen abbrechen zu können. Wahlfreiheit aber ermöglicht intensivere Freundschaften als die vorgegebenen Beziehungen innerhalb einer Dorfgemeinschaft.

Stadtluft macht frei

Drittens verkennt der normative Rückbezug auf das vormoderne Dorf die Anpassungszwänge. Stadtluft macht nicht zuletzt deshalb frei, weil man als Städter nicht mehr den unentrinnbar dichten Kontrollen des Dorfes unterworfen ist. Die Stadt erlaubt ein Ausmass an Individualisierung, das in der Enge der vormodernen Dorfgemeinschaft undenkbar war. Das zeigt sich selbst im Nachbarschaftsverhalten: Die Kontakte des Städters zu seinen Nachbarn sind nicht nur beliebig, sehr allgemein und unverbindlich, sie sind auch zunehmend individualisiert: Jedes Familienmitglied kann seinen eigenen nachbarlichen Verkehrskreis haben.

Der Funktionsverlust von Nachbarschaft gilt auch nicht für alle Stadtbewohner. Für Kinder und alte Menschen ist Nachbarschaft nach wie vor von grosser Bedeutung, da sie über die sozialen Kompetenzen und über die Mobilität zum Aufbau und zur Stabilisierung von weiträumigen Kontaktnetzen noch nicht oder nicht mehr verfügen. Für Frauen mit kleinen Kindern, insbesondere für Alleinerziehende, aber auch für Angehörige der Unterschicht gilt Ähnliches. Diese engen nachbarlichen Beziehungen der Grossstädte erinnern ans traditionelle Arbeitermilieu. Aber auch diese Milieus schwinden, weil die Armut, die die Arbeiter zusammenführte, ebenso geschwunden ist wie die Homogenität der Lebenslagen, die eine wesentliche Voraussetzung für funktionierende Nachbarschaften ist.

Die traditionelle dörfliche Nachbarschaft war also eine Notgemeinschaft. Im vormodernen Dorf war die Not allgegenwärtig und die Dorfbewohner waren ihr gleichermassen unterworfen. Folglich entwickelten sich auch dauerhafte und verbindliche Hilfsnetze. Heute in der Stadt sind Notsituationen die Ausnahme, sie begründen deshalb keine dauerhaften und verbindlichen Nachbarschaften. Trotzdem gibt



es auch heute Notsituationen, in denen Nachbarn stärker miteinander kooperieren. Das war nach dem Krieg so und es ist nach Naturkatastrophen, bei Feuer oder in der aktuellen Corona-Krise immer noch der Fall. Typische Situationen intensiverer Zusammenarbeit unter Nachbarn ergeben sich auch, wenn eine neu gebaute Siedlung besiedelt wird. In solchen «Pioniersituationen» herrscht anfangs oft ein reges nachbarschaftliches Zusammenleben und -arbeiten. Ist aber die Pioniersituation überwunden, üblicherweise nach zwei Jahren, reduziert sich das anfänglich intensive Nachbarschaftsleben auf die Normalität einer freundlichen Distanziertheit.

Hilfe durch Notnachbarn

Auch jenseits von Ausnahmesituationen, im Alltag des heutigen Städters, kommt gegenseitige Hilfe unter Nachbarn vor. Aber der Kreis derer, deren Hilfen man in Anspruch nimmt, bleibt auf sehr wenige Nachbarn beschränkt, meist nicht mehr als vier oder fünf Haushalte. Und diese «Notnachbarn» werden häufig gezielt ausgesucht. Keineswegs müssen es diejenigen sein, die direkt nebenan wohnen. Auch hier ist die soziale Nähe wichtiger als die räumliche. Die erbetenen Leistungen bleiben inhaltlich beschränkt auf kleine Aushilfen, man leiht sich etwas kurzfristig aus, passt gelegentlich auf die Kinder auf und hilft vorübergehend etwa bei Krankheit.

Nachbarliche Hilfe ist in der Regel Nothilfe. Wer sie in Anspruch nimmt, tut dies kurzfristig und ausnahmsweise, nicht regelmässig. Man achtet strikt darauf, dem Nachbarn nichts schuldig zu bleiben, die Hilfeleistung soll eine Ausnahme bleiben, aus der keine Verbindlichkeiten entstehen: Was man geliehen hat, gibt man so schnell wie möglich wieder zurück, manchmal wird die Hilfe sogar bezahlt, damit sich daraus keine Verpflichtungen ergeben können. Nachbarschaftshilfe hat im Wesentlichen Lückenbüsserfunktionen, bis die Verwandten oder Freunde einspringen können, deren Hilfe man grundsätzlich der von Nachbarn vorzieht. Man fürchtet die Folgen allzu grosser Nähe zu den Nachbarn, eben weil man der Nachbarschaft nur mit grossen Kosten wieder entrinnen kann. Nachbar ist heute nicht mehr so sehr der räumlich Nahe als der zeitlich Nahe, also derjenige, den man schnell erreichen kann und mit dem man durch verschiedene Gemeinsamkeiten sich verbunden fühlt. ●



Professor WALTER SIEBEL (*1938) ist Soziologe an der Carl von Ossietzky Universität in Oldenburg. Er beschäftigt sich seit Jahrzehnten mit der Erforschung von Nachbarschaftsbeziehungen.



Die Unbekannten von nebenan

Das Interesse an den Nachbarn scheint gross. Immobilienspezialistin homegate.ch hat jüngst eine Studie zum Thema in Auftrag gegeben. Diese zeigt, dass 85 Prozent die Anwohner mit Namen kennen. Jede fünfte Person hat bereits einmal auf Social Media nach Informationen zu den Nachbarn gesucht. Nebst Facebook sind auch die Plattformen Instagram und LinkedIn beliebt.

Eine aktuelle Studie der Universität Zürich wollte ergründen, wie ältere Menschen nachbarschaftliche Kontakte nutzen. Die wichtigsten Erkenntnisse aus dieser Studie: Personen über 60 Jahre wohnen durchschnittlich 30 Jahre in derselben Wohnung – soziale Kontakte in der Nachbarschaft sind sehr wichtig für das Empfinden von Zufriedenheit und Lebensqualität dieser Menschen, noch wichtiger als bauliche Aspekte oder die Verkehrsanbindung. 48 Prozent der Befragten sprechen mehrmals pro Woche mit ihren Nachbarn. Knapp ein Drittel der 60- bis 69-Jährigen führt aktiv kleinere Nachbarschaftshilfen durch.

Wie eine andere Erhebung von Vonovia – einem der führenden deutschen Wohnungsunternehmen – zeigt, findet der Wunsch nach einem freundschaftlichen

nachbarschaftlichen Verhältnis auch in anderen Altersgruppen grosse Zustimmung. Beachtliche 80 Prozent der Befragten schätzen ein harmonisches Zusammenleben mit der Nachbarschaft. Und würden den Kontakt gerne intensivieren.

Mit Nachbarn hat man es aber nicht nur leicht: Das findet offenbar ein Grossteil der Schweizerinnen und Schweizer. Gemäss einer Umfrage von comparis.ch ärgern sich 64 Prozent über ihre Mitbewohner. Grösster Aufreger ist der Lärm – egal ob durch Partys, Kinder oder Streitereien verursacht. Die Befragung darüber, was Schweizer an ihren Nachbarn am meisten stört, wurde durch das Marktforschungsinstitut innoFact im Auftrag von comparis.ch im September 2017 unter 1029 Personen aus der ganzen Schweiz durchgeführt.

Und zu guter Letzt: Falls Sie sich über EINE Nachbarin, EINEN Nachbarn besonders aufregen, ein kleiner Trost. Es gibt Schlimmeres! Menschen, die im Dharavi-Viertel der indischen Stadt Mumbai leben, haben es mit über 600 000 Nachbarn zu tun. Denn die Bewohner fühlen sich miteinander verbunden – und leben sozusagen in einer Stadt in der Stadt. ○





Was Meinungs- freiheit bedeutet – und was nicht

Coronaskeptiker und Massnahmenkritiker sehen die Meinungsfreiheit in Gefahr. Wie aber ist Meinungsfreiheit definiert? Und höhlt sozialer Druck sie aus? Expertinnen und ein Experte geben Antworten.

Von KATRIN SCHREGENBERGER

Die «Meinungsfreiheit» musste in der Coronakrise für alles Mögliche und Unmögliches herhalten: Zum Beispiel nachdem einem coronaskeptischen Arzt wegen «schwerwiegender Verletzung der Berufspflichten» die Bewilligung entzogen wurde – er spricht von «Angriff auf die Meinungsfreiheit». Oder wenn Youtube den Kanal eines bekannten Verschwörungstheoretikers sperrt – seine Fans sehen die Meinungsfreiheit bedroht. Und immer wieder nehmen Coronaskeptiker Bezug auf die 1930er-Jahre und vergleichen die Regierungen der Schweiz oder Deutschlands mit jener der Nazis. Historisch gesehen ist ein solcher Vergleich haltlos und gefährlich, sagte der Historiker Geschichtspräsident Andreas Wirsching im Interview auf der Wissenschaftsplattform *higgs.ch*. Doch, wie genau ist Meinungsfreiheit definiert? Und ist sie aktuell tatsächlich in Gefahr?

Schutz für Grundbedürfnis der Menschen

«Die Meinungsfreiheit schützt ein Grundbedürfnis der Menschen», sagt Maya Hertig, Professorin für Schweizer und europäisches Verfassungsrecht an der Universität Genf. Die Idee der Meinungsfreiheit basiert auf der aufklärerischen Vorstellung, dass wir denkende, vernünftige Wesen sind, die ihre Meinung im Dialog bilden. «Für die Demokratie ist die Meinungsfreiheit und auch die Informationsfreiheit absolut wesentlich», sagt Hertig. Das Gleiche gilt für die Forschung: «Fortschritt ist nur möglich, wenn die vorherrschende Meinung in Frage gestellt werden kann.» Deshalb ist die Meinungsfreiheit ein Menschenrecht. Sie ist unter anderem in Artikel 10 der europäischen Menschenrechtskonvention und in Artikel 19 des Uno-Paktes über bürgerliche und politische Rechte verankert.

In der Schweiz wurde das Recht auf freie Meinungsäusserung erst 1999 in der Verfassung festgeschrieben – aber bereits seit 1959 als ungeschriebenes Grundrecht anerkannt. In der Schweizer Verfassung steht: «Jede Person hat das Recht, ihre Meinung frei zu bilden und sie ungehindert zu äussern und zu verbreiten.» Und: «Jede Person hat das Recht, Informationen frei zu empfangen, aus allgemein zugänglichen Quellen zu beschaffen und zu verbreiten.» Laut der Verfassungsrechtlerin Hertig schützt die Meinungsfreiheit sowohl Äusserungen von überprüfbareren Tatsachen als auch von subjektiven Meinungen und Emotionen – zum Beispiel in der Kunst – und symbolische Handlungen – zum Beispiel in Form eines Sitzstreiks. «Geschützt ist der ganze Kommunikationsprozess, vom Verbreiten bis zum Empfangen», so Hertig.

Das heisst: Grundsätzlich darf niemand vom Staat daran gehindert werden, seine Meinung zu äussern. Geschützt ist zudem das Recht, eine Meinung zu haben. Das heisst: Niemand darf einzig aufgrund seiner Gesinnung bestraft oder gezwungen werden, seine Gesinnung aufzugeben. Das Recht, eine eigene Meinung zu haben, wurde beispielsweise während der Ära McCarthy in den USA Ende des Zweiten Weltkrieges verletzt: Vor parlamentarischen Untersuchungsausschüssen mussten verdächtige Bürger ihre politische Gesinnung preisgeben. Wer als «Kommunist» galt, bekam keine Anstellung. Ein aktuelles Beispiel sind die Umerziehungslager in China, in welchen politische Dissidenten und Minderheiten dazu gebracht werden

sollen, ihre Gesinnung zu ändern. «Das Recht, eine Meinung zu haben, ist nicht einschränkbar», erklärt Hertig. Beispielsweise eine rassistische Einstellung zu hegen, ist also nicht strafbar. Rassistische Äusserungen hingegen zu verbreiten, schon.

Schranken der Meinungsfreiheit

Denn: Auch der Meinungsfreiheit sind gesetzliche Schranken gesetzt. «Die Freiheit, eine Meinung zu äussern, ist nicht absolut», erklärt Maya Hertig. Ein absolutes Recht ist eines, das niemals eingeschränkt werden kann – auch nicht in aussergewöhnlichen Lagen wie Krieg, Krise oder Pandemie. «Es gibt nur ganz wenige absolute Rechte, die uneingeschränkt gelten, zum Beispiel das Folterverbot.» Foltern ist nie erlaubt, weder im Krieg noch im Frieden, und auch nicht, wenn die Informationen, die man durch die Folter zu erlangen erhofft, viele Leben schützen könnten. Die Meinungsfreiheit aber endet dort, wo andere Schutzgüter wie die Menschenwürde verletzt werden. Dies gilt bei der Leugnung von Verbrechen gegen die Menschlichkeit wie dem Holocaust. Doch auch zum Beispiel Verbreitung von Hass gegen einzelne Personen oder Personengruppen ist strafbar. Laut der Schweizer Bundesverfassung darf die Meinungsfreiheit nur unter vier Bedingungen eingeschränkt werden:

Es muss eine gesetzliche Grundlage für die Einschränkung vorhanden sein, damit die Bürger klar wissen, was erlaubt ist und was nicht. In der Schweiz sind diese Bedingungen unter anderem im Strafgesetzbuch festgelegt. Beispielsweise verbietet die Rassismus-Strafnorm den Aufruf zu Hass gegen Personen wegen ihrer Rasse, Ethnie, Religion oder sexuellen Orientierung. «Dabei geht es um schwerste Formen von Hassrede», sagt Hertig, die Vizepräsidentin der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus ist. «Das sind Äusserungen, die ganze Gruppen als Untermenschen betrachten. Das ist nicht vereinbar mit den Grundwerten einer demokratischen Gesellschaft, die auf den gleichen Wert aller Menschen baut.» Es muss ein legitimes Eingriffsinteresse bestehen. Das können die Rechte anderer sein, also zum Beispiel der Persönlichkeitsschutz oder der Schutz der Privatsphäre. Oder es handelt sich um ein öffentliches Interesse wie die öffentliche Sicherheit oder die öffentliche Gesundheit.

Der Eingriff in die Meinungsfreiheit muss verhältnismässig sein. «Man darf nicht mit Kanonen auf Spatzen schiessen», fasst Hertig zusammen. «Harsche Sanktionen wie Gefängnisstrafen bei Ehrverletzungen schiessen in der Regel über das Ziel hinaus.» Sehr hohe Geldstrafen sind ebenfalls problematisch: Wenn also zum Beispiel ein Teilnehmer einer nicht bewilligten Demonstration, an der es zu keinen Ausschreitungen und zu keinem Sachschaden kommt, eine hohe Busse bezahlen muss. Der Eingriff darf den Kerngehalt der Meinungsfreiheit nicht verletzen. Eine systematische, vorgängige Inhaltskontrolle von Medien zum Beispiel würde die Kommunikationsfreiheit aushöhlen und in ihrem Kern treffen.

Youtube darf Regeln setzen

Während der Coronapandemie haben sich Fälle gehäuft, in denen grosse Internetportale wie Youtube Beiträge wegen Falschaussagen löschten. Ist das eine Einschränkung der Meinungsfreiheit? Theoretisch schon, aber: «Die Meinungsfreiheit schützt nur vor Eingriffen durch den Staat, sie bindet nicht direkt private Akteure wie Youtube», sagt Maya Hertig. Anders gesagt: Klagen kann man gestützt auf die Meinungsfreiheit nur gegen den Staat, nicht gegen Private. Auch das Zensurverbot richtet sich in erster Linie gegen den Staat. In der Bundesverfassung ist unter «Medienfreiheit» festgehalten, dass Zensur generell verboten ist. Zensur bezieht sich hier vor allem auf systematische vorgängige Inhaltskontrolle. Wenn also zum Beispiel jeder, der etwas zu Corona publizieren würde, es vorgängig dem Bundesamt für Gesundheit vorlegen müsste.

Zensur kann sich aber auch auf systematische Nachkontrolle beziehen, also wenn zum Beispiel das Internet durchforstet und Beiträge nachträglich systematisch gelöscht würden. Dies ist aktuell aber nicht der Fall, also kann im Sinne der Bundesverfassung nicht von staatlicher Zensur gesprochen werden. Bei Youtube und anderen Kanälen handelt es sich um private Anbieter, die nicht direkt an das verfassungsrechtliche Zensurverbot gebunden sind. Ihnen ist also freigestellt, was sie auf ihrer Plattform dulden wollen – und was nicht. Nur: «Der Staat muss geeignete Massnahmen treffen, um die Meinungsfreiheit gegen Einschränkungen durch Private zu schützen», so Hertig. Das gilt auch im Internet und dort haben gewisse Plattformen mittlerweile eine Monopolstellung: «Youtube und andere soziale Medien sind heute wesentlich, damit sich Bürgerinnen und Bürger in eine Debatte einbringen können», sagt Hertig.

Der Schutz der Meinungsfreiheit im Netz ist allerdings schwierig zu gewähren, weil die Firmen häufig im Ausland sitzen und einseitige staatliche Regulierungen zu einer rechtlichen Fragmentierung führen. Darum seien international einheitlichere Regeln und mehr Transparenz dringend, sagt Hertig. «Es muss klar sein, was warum wegkommt.» Das kann auch durch überstaatliche Initiativen geschehen. So haben grosse IT-Konzerne, darunter Facebook und Youtube, eine Vereinbarung mit der EU getroffen, Meldungen von Hassreden innerhalb von 24 Stunden zu prüfen. Ausserdem gibt es einen Codex im Umgang mit Desinformation. Hier handelt es sich aber lediglich um Bekenntnisse der Unternehmen, also um Selbstregulierung.



Von Gesetzen, welche das Löschen von Falschnachrichten vorschreiben, hält die Verfassungsrechtlerin Hertig aber nichts. Rechtlich gesehen ist es nicht grundsätzlich verboten, falsche Fakten zu verbreiten. Auch sei es teilweise schwierig, zu definieren, was die «Wahrheit» sei. Und in manchen asiatischen Ländern werde zum Beispiel unter dem Vorwand von Fake-News staatliche Zensur betrieben. «Es gehört ein Stück weit zu einer Demokratie, dass auch unliebsame Inhalte sichtbar sind», sagt sie.

Löschen von Falschnachrichten bringt wenig

Als Beispiel führt sie ein Urteil des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte aus den 1990er-Jahren an: Damals kam eine Studie zum Schluss, dass Mikrowellen, mit denen das Essen aufgewärmt wird, gesundheitsschädigend seien. Ein Schweizer Industrievertreter verklagte den Forschenden mit der Begründung, das sei rufschädigend und nicht erwiesen, da die meisten anderen Studien zu anderen Ergebnissen gekommen waren. Das Gericht aber urteilte: Auch diese Minderheitenmeinung muss man zulassen. Eine Aussage, ob der Inhalt der Studie korrekt war, war das Urteil aber nicht. Es ging lediglich darum, dass man den Forschenden nicht verbieten kann, solche Ergebnisse zu publizieren. Das Gericht hielt fest: «Es spielt keine Rolle, ob die Meinung, um die es geht, eine Minderheitenmeinung ist oder gar jeglicher Grundlage entbehrt: In einem Bereich, in dem hundertprozentige Gewissheit unwahrscheinlich ist, wäre es übertrieben, die Meinungsfreiheit auf die Wiedergabe generell akzeptierter Ideen zu beschränken.»

«Je diverser das Meinungsbild, desto besser geht es der Demokratie», ergänzt Florian Steger. Er ist Medizinethiker und Direktor des Instituts für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin der Universität Ulm. Zuhören sei ein notwendiger Akt des demokratischen Prozesses. Eine echte Lösung des Problems Falschinformation sei Löschen ohnehin nicht, denn «die Meinung bleibt in den Köpfen». Viel besser wären seiner Meinung nach Bürgerdialoge und transparente Kommunikation. «Gerade in einer Pandemie wie dieser ist die Evidenzbasis oft unzureichend und die Regierungen müssen aus Vorsicht agieren.» Diese Wissenslücken seien zu benennen – auch wenn Unwissen für viele Menschen schwierig zu ertragen sei. Wenn Beiträge gelöscht würden, sagt Steger, werde es ganz generell gefährlich. «Man darf nur löschen, was den Staat im Innersten erodiert. Und für solche Löschungen sind Polizei und Gerichte zuständig.» Konkret: Wenn die Kernzellen der Demokratie mit Gewalt bedroht würden, wie im Fall des Sturms auf das amerikanische Kapitol, dann sei die Grenze des Sagbaren erreicht.

Wer Meinungsfreiheit beansprucht, muss auch Kritik in Kauf nehmen

Einige Coronaskeptiker und Massnahmenkritiker beklagen, dass sie wegen ihrer Meinung angefeindet oder als «Coronaleugner» bezeichnet würden und deshalb die Meinungsfreiheit ausgehöhlt werde. Hierzu sagt Maya Hertig: «Wer eine kontroverse Meinung äussert, muss auch zugespitzte Meinungen der Gegenseite aushalten. Es gehört dazu, dass man dann rhetorisch angegriffen wird. Es gibt kein Recht, nicht kritisiert zu werden.» Ein weiteres Argument von Coronaskeptikern: Es herrsche ein gesellschaftliches Klima, in dem keine abweichende Meinung geäussert werden dürfe. Das Web-Portal *Rubikon*, das Verschwörungstheorien nahesteht, schreibt zum Beispiel: «Versuchen Sie einmal, im Freundes- und Familienkreis die Gefährlichkeit von Covid-19 zu «leugnen». Versuchen Sie, den Sinn und Zweck des Impfens in Frage zu stellen. Es kann sein, dass Sie so aggressiven Gegenwind ernten, dass Sie beim nächsten Mal lieber stumm bleiben.» Anders zu denken sei sozial geächtet und Meinungsfreiheit damit de facto nicht möglich.

«Meinungsfreiheit braucht natürlich ein gewisses gesellschaftliches Klima», sagt Hertig. «Wenn ein Klima herrscht, das zu Selbstzensur führt, ist das ein Problem.» Dazu gehören Gewalt und Drohung, Entlassungen, aber auch vehemente verbale Angriffe auf Andersdenkende. «Shitstorms» können da laut Hertig ebenfalls ein Problem darstellen. Nur sehen sich oft jene als Opfer, die den eigentlich aggressiven Part einnehmen: «Häufig wird der gesellschaftliche Druck zu «political correctness» übertrieben dargestellt und das führt zu einer Opfer-Täter-Umkehr: Opfer ist der weisse Rassist, nicht der mit Hassrede konfrontierte Schwarze.»

Soziale Kontrolle und ihre Rolle in der Pandemie

Drohungen gegen Wissenschaftler und Politiker haben während der Pandemie zugenommen – von Gewalt und Drohung gegen Coronaskeptiker hingegen ist in der Schweiz nichts zu spüren. Jede und jeder kann seine Meinung frei äussern und an Coronademonstrationen teilnehmen. Ob aber das soziale Umfeld der Rebellen deswegen Freudensprünge aufführt, ist eine andere Frage. «Wenn Coronaskeptiker sich eingeschränkt fühlen, etwas zu sagen, liegt das häufig nicht an eingeschränkter Meinungsfreiheit, sondern an sozialer Kontrolle», sagt Urte Scholz, Professorin für Angewandte Sozial- und Gesundheitspsychologie an der Universität Zürich. Wenn manche Coronaskeptiker also die Meinungsfreiheit bedroht sehen, können sie damit höchstens den sozialen Druck meinen, der es erschwert, eine abweichende Meinung zu äussern.

Mit sozialer Kontrolle versuchen Menschen, ihre Mitmenschen zu einem bestimmten Verhalten zu bewegen. «Soziale Kontrolle findet grundsätzlich statt, ob wir das wollen oder nicht», erklärt Scholz. «In einem sozialen Miteinander passiert sie, weil wir aufeinander reagieren.» Und gerade in einer Pandemie könne soziale

Kontrolle häufiger sein, weil sie durch die offiziellen Verhaltensempfehlungen und -regeln legitimiert sei. Doch: Es gibt verschiedene Wege, soziale Kontrolle auszuüben. Manche führen beim Gegenüber zu positiven Gefühlen, andere zu negativen. So kommt es durch Bestrafung, Nörgeln, Liebes- oder Freundschaftsentszug oder durch das Erzeugen eines schlechten Gewissens bei den «kontrollierten» Personen zu Scham oder Ärger.

In Studien zu sozialer Kontrolle in Bezug auf das Gesundheitsverhalten bei Paaren fanden Urte Scholz und ihr Team heraus, dass diese negativen Strategien wenig bringen. Sie konnten keinen Zusammenhang feststellen zwischen «negativer» sozialer Kontrolle und einem gesünderen Verhalten. Im Gegenteil: Die kontrollierten Personen machten häufig gerade nicht das, was ihre Partner erwarteten – entweder demonstrativ oder heimlich. Dieses Reaktionsmuster nennt sich Reaktanz. Anders reagierten jene Personen, die mit positiven Strategien der sozialen Kontrolle konfrontiert waren. Zu den positiven Strategien gehören Diskutieren, Verhandeln, Überreden, das Aufzeigen von Vorteilen des angestrebten Verhaltens, der Verweis auf positive Beispiele und Komplimente. Übt der Partner solche positiv erlebte soziale Kontrolle aus, änderten die «kontrollierten» Personen ihr Verhalten eher und fühlten sich besser. Negative soziale Kontrolle, wie sie gegenwärtig in der Öffentlichkeit zum Beispiel durch böse Blicke oder schroffes Zurechtweisen vorkommt, sei zwar in einer Pandemie nicht unüblich. Doch: «Unter Umständen reagieren manche Menschen dann eben gegenteilig: Sie sehen eine Diktatur am Werk und weigern sich, die Massnahmen einzuhalten.» Diese Menschen fühlten sich bevormundet, widersetzten sich und versuchten, ihre Autonomie wieder herzustellen.

Die Forschungsergebnisse von Urte Scholz zeigen: Positive Strategien sozialer Kontrolle wären auch während der Pandemie wünschenswert. Das hiesse: Mit Coronaskeptikern in Dialog treten, sich austauschen, andere Meinungen zulassen und ein Verhalten nicht über Druck oder negative Emotionen ändern wollen. Wenn jemand ohne Maske im Tram sitzt, könnte man zum Beispiel sagen: «Für mich wäre es wichtig, dass Sie eine Maske tragen, weil ich mich dann wohler fühle.» Oder: «Sie haben die Maske bestimmt vergessen, das ist mir auch schon passiert.» Oder dem anderen eine frische Maske anbieten. Sind solche Versuche nicht naiv und zum Scheitern verurteilt? «Ob das Gegenüber auf ein solches Angebot eingeht, hängt stark vom sozialen Kontext ab», so Scholz. Einen Versuch sei es aber wert – und allemal besser, als ihn schlicht einen «Idioten» zu nennen. ●



KATRIN SCHREGENBERGER (*1988) ist seit 2019 leitende Redaktorin des Schweizer Wissenschaftsmagazins *higggs.ch*. Ihr Ziel ist, wissenschaftliche Fakten in gesellschaftliche Debatten einzubringen. Zuvor war sie bei der NZZ tätig. Katrin Schregenberger ist Historikerin.

«Wer eine kontroverse Meinung äussert, muss auch zugespitzte Meinungen der Gegenseite aushalten. Es gehört dazu, dass man dann rhetorisch angegriffen wird. Es gibt kein Recht, nicht kritisiert zu werden.»

Maya Hertig, Professorin für Schweizer und europäisches Verfassungsrecht an der Universität Genf

Stop Hate Speech



Freie Meinungsbildung und eine offene Debatte gehören zu den Kernwerten einer freien und offenen Gesellschaft. Soziale Medien wie Facebook und Kommentarfunktionen auf News-Plattformen haben jedoch die Hemmschwelle für Anfeindungen, Beleidigungen und Verleumdungen im Internet gesenkt. Frauen und Jugendliche sind davon am meisten betroffen. In der Schweiz wurde darum das Projekt *Stop Hate Speech* lanciert, bei dem mittels Bot Dog ein Algorithmus ins Netz geschickt wird, der Hate Speech aufspüren soll. Zudem ist *Stop Hate Speech* eine digitale Anlaufstelle, wo sich Betroffene informieren können. Checklisten helfen dabei, Grenzüberschreitungen einzuschätzen und Handlungsoptionen zu erkennen. stophatespeech.ch ○

Wir müssen reden! Aber wie?

In der Familie, unter Freunden, im Zug: Gestritten wird überall. Der Ton scheint gehässiger zu werden, die Fronten bei Themen wie Corona, Klimawandel und Rassismus sind verhärtet. Wie kommen wir da wieder raus?

Von RAFFAEL SCHUPPISSER

Es war an einem dieser lauen Spätsommerabende. Während die Kinder auf dem Rasen vor dem Haus Fussball spielten, schreit die Nachbarin: «Hört endlich auf! Geht rein!» Als Erwachsener tritt man hinzu und fragt nach, wo das Problem liege. «Wir Alten wollen unsere Ruhe und nicht mit Corona angesteckt werden», sagt sie. Auf den Hinweis, dass sie sich nicht sorgen müsse, da der Abstand zu ihrer Terrasse weit mehr als zwei Meter betrage, schimpft sie weiter und verweist auf die Aerosole. Nachdem man sie darauf aufmerksam gemacht hat, dass auch diese an der frischen Luft unbedenklich seien, wird sie erst recht wütend: «Woher wissen Sie das? Aus der Zeitung? Die lügen! Die wollen nur, dass wir Alten verrecken!» *Was tun? Weiterdiskutieren oder gehen?*

Die Erde ist keine Scheibe

Es brodelt ganz schön in unserer Gesellschaft. Die Ansichten driften auseinander. Sei es zu Corona, zum Feminismus, zum Klima oder zu den Ausländern. Die Meinungen sind gemacht. Es wird so viel protestiert wie lange nicht mehr: Frauenstreik, Klimastreik, Black-Live-Matters-Demonstrationen. Doch wird auch diskutiert? Hören wir einander zu? Oft scheint es, dass vor allem gebrüllt wird. Und wenn Populisten in der Politik so an die Macht kommen, wieso nicht auch gewöhnliche Menschen zu ihrem Recht? Es scheint, dass die Verbreitung der Seuche und das Verpesten der Luft mit CO₂ den Nährboden für ein vergiftetes Diskussionsklima schaffen.

Coronarebellen, Klimaleugner, 5G-Verschwörungstheoretiker, QAnons – sie alle haben ihre Version der Realität. Einen gemeinsamen Nenner mit den Verschwörungstheoretikern zu finden, ist schwer, manchmal ist es nur noch der, dass die Erde keine Scheibe ist.

Doch die Zerstrittenheit in der Gesellschaft beginnt früher. In der Nachbarschaft und am Küchentisch. *Was tun? Sich auf eine Diskussion einlassen oder nicht?*

Öfter entscheiden sich die Menschen für Letzteres. Dem Frieden zuliebe schweigen. Die Energie für anderes verwenden. «Ein Stück weit haben wir das Diskutieren verlernt», sagt Katja Rost, Professorin für Soziologie an der Universität Zürich. Manche Menschen scheuen eine Auseinandersetzung, weil sie nicht mehr darauf vertrauen, dass das Gegenüber an einem Austausch von Argumenten interessiert ist, sondern bloss seine Meinung kundtun will. Und das möglichst bestimmt.

Gräben sind aufgebrochen

Einen Grund dafür sieht Rost in den sozialen Medien und ihren berüchtigten Echokammern. Statt in Kontakt mit Andersdenkenden zu kommen, findet man dort vor allem Bestätigung – weil man Gleichgesinnten eher folgt und die Personalisierungsalgorithmen die Tendenz noch verstärken.

Ausserdem geht man in der schnellen schriftlichen Kommunikation weniger sensibel vor als im Gespräch, wo Mimik und Gestik für wichtige nonverbale Signale sorgen. «Vermehrt schwappt diese Diskussionskultur auch in die Offline-Welt über», stellt Rost fest. Das zeigt sich gerade jetzt, während der Coronakrise. War anfangs die Bewältigung der Pandemie von grosser Solidarität getragen, sind nun die Gräben wieder aufgebrochen, und es wird um jede Maske gestritten. Doch die Verhärtungen in der Gesellschaft gab es schon vorher. «Je komplexer die Welt wird, desto empfänglicher ist man für einfache Erklärungen», sagt Rost.

Und die Welt ist ganz schön komplex geworden. Als der Eisernen Vorhang Ende der 1980er-Jahre fiel, sah es aus, als werde die Welt nun einheitlicher und einfacher. Stattdessen haben die Globalisierung und die Digitalisierung zu starken Umwälzungen geführt. Als wäre das nicht genug, spitzt sich ein weiterer Systemkonflikt zu: dieses Mal zwischen dem Westen und China. Und die Welt rast auf die grösste Umweltkatastrophe zu. Ein globales System schafft globale Probleme. Die Coronakrise zeigt das so deutlich wie nie.



«Eine komplexe Welt mit verschiedenen Wertesystemen und Sozialstrukturen fördert eine differenziertere Sicht.»

Wer behält da noch die Übersicht und kann Fakten von Ansichten trennen? «Oft fehlt die Zeit, in die Tiefe zu gehen, und man übernimmt die Meinung, die gerade ins eigene Weltbild passt», sagt Rost. Sie wieder abzulegen, falle schwer, weil daran eine ganze Identität, ein ganzes Wertesystem hänge. Das führt dazu, dass ein Teil der Menschen gar nicht diskutieren will, schliesslich ist man gar nicht an neuen Einsichten interessiert. Und wer interessiert ist, der glaubt oft, dass es der andere nicht sei, und schweigt. Ein Teufelskreis.

Ueli Mäder, emeritierter Soziologieprofessor, plädiert für Gelassenheit. Es habe immer wieder Phasen gegeben, in denen mehr skandiert als diskutiert worden sei. «Ende der 1960er-Jahre haben wir auf der Strasse sogar noch ›Ho, Ho, Ho Chi Minh‹ geschrien und wollten mit Marx' fundiertem *Kapital* gleich die ganze Welt erklären, dagegen geht die Klimajugend heute differenziert vor», sagt der 69-Jährige, der an der Universität Basel arbeitete.

Eine komplexe Welt mit verschiedenen Wertesystemen und Sozialstrukturen fördere eine differenziertere Sicht, ist Mäder überzeugt. Dennoch sagt auch er: «Es besteht die Gefahr, dass es wieder eine gegenläufige Simplifizierung gibt.» Nach der ersten Welle der Epidemie und der Solidarität fahre man jetzt wieder die Ellbogen etwas mehr aus, um eine alte Normalität hochzufahren, die es kritisch zu befragen gelte.

Auch quere Ansichten haben ihre Berechtigung

Solche Phasen gebe es immer wieder – in fast jedem Konflikt, egal, ob er sich zwischen zwei Einzelpersonen oder innerhalb der ganzen Gesellschaft abspiele, erklärt Mäder. Manchmal muss der Ärger, müssen die Ängste einfach raus. Wie jüngst, als ein Mitreisender im Zug den Soziologen überzeugen wollte, dass die Maskenpflicht nur deshalb weiterbestehe, weil der Bund zu viele Masken eingekauft habe und sie nun wieder loswerden müsse.

Auch quere Ansichten und grobschlächtige Meinungen hätten eine Berechtigung, ist Mäder überzeugt. Er plädiert dafür, sie zu respektieren. Das heisse nicht, dass man sie akzeptiere, sondern dass man sie zu verstehen versucht und sachlich diskutiert. Schiebt man jemanden zu schnell in die Schublade der Verschwörungstheoretiker, heisst das auch, dass sich Konflikte verhärten, die eigentlich auch verbinden und Debatten beleben könnten.

Wenn man wieder einmal vor den Kopf gestossen wird: im Zug, in der Nachbarschaft, am Küchentisch: *Was tun? Sich auf eine Diskussion einlassen oder wegschauen?*

Das kommt auf die Situation an. Manchmal ist es auch gut, einfach einmal zuzuhören. ●



RAFFAEL SCHUPPISSER (*1998) ist Journalist. Er leitet die Bereiche Kultur, Leben und Wissen bei CH Media. Sein Artikel ist original in der Zeitung *Schweiz am Wochenende* erschienen.



Wie die Pandemie die Welt meiner Tochter entzaubert

**Alle wollen ein Baby halten? Das war gestern.
Das Coronavirus lässt kindliche Charmeoﬀensive
ins Leere laufen.**

Von ADRIAN LEMMENMEIER-BATINIĆ

Nein. Das Wörtchen bereitet meinem Töchterlein derzeit mehr Freude als all die Süßigkeiten, die in den Geschäften an den Kassenstrassen liegen. Besonders auf die Frage, ob sie ins Bett gehen möchte, erwidert sie es in Dauerschleife. «Nai, nai, nai, nai, nai.» Dabei schüttelt sie grazil ihr 14 Monate altes Köpfchen. Nicht als Ausdruck einer trotzigigen Weigerung, eher in dankbarer, leicht überheblicher Ablehnung. Als wollte sie sagen: «Nett, dass du fragst, aber ich hege zurzeit andere Absichten.»

Nai, nai, nai, nai!

Seit sie Nein sagen kann, macht es unserer Tochter besonderen Spass, Erwachsene abzuweisen. «Willst du mal zu Onkel Fridolin gehen?» – «Nai, nai, nai.» – «Zu Tante Olga?» – «Nai.» – «Zu Fritz? Zu Vreni?» – «Nai, nai, nai, nai, nai.» Es ist ein Spiel. Zuerst verzaubert sie das Gegenüber mit einem gletscherschmelzenden Babylächeln, dann reckt sie die Hände in seine Richtung – und schliesslich dreht sie sich mit süffisantem Kopfschütteln ab. Diese Koketterie bereitet der Kleinen grosses Vergnügen.

Doch die Pandemie hat es ihr genommen. Onkel Fridolin nimmt das Mädchen sicherheitshalber nicht mehr auf den Arm. Tante Olga ist verunsichert, wenn sich die Patschehandchen nach ihr ausstrecken. Und Fritz und Vreni haben wir schon seit Wochen nicht gesehen. Das Lungenvirus hat die Welt unserer Tochter entzaubert. Auf einmal scheint Corona wichtiger als sie. Wie öde, wenn man keine babyversessenen Erwachsenen mehr ablehnen kann.

Dafür ergeben sich neue Formen des Zusammenseins. Im Wald zum Beispiel. Wegen Sehnsucht nach Freiraum und Frischluft war am Samstag in St. Gallens Umland jede Feuerstelle belegt, alle zwanzig Meter grillierte ein Grüppchen, der Wald voller Kindergeschrei.

Dennoch blieb Interaktion selten. Nur einmal wagte ich mich in die Nähe der Grillnachbarn, um zu fragen: «Dürfte ich Ihr Taschenmesser ausleihen? Ich habe frisch desinfizierte Hände.» Unsere Tochter freundete sich derweil mit einem Tannzapfen an. «Willst du den behalten?», fragte ich beim Aufbruch. Und da war sie wieder: die schelmische Freude an der Ablehnung. «Nai, nai, nai.» Als gäbe es keine Pandemie. ●



ADRIAN LEMMENMEIER-BATINIĆ (*1988) ist Journalist beim *St. Galler Tagblatt*. Er schreibt zu Politik und Gesellschaft – und manchmal auch über Familie und Kind. Diese Kolumne ist im Papa-Blog des Tagblatts erschienen.

Folter der SEELE

Wir klagen, weil unsere Freiheit derzeit beschränkt ist.
Aber wie lebt es sich in kompletter Isolation, in einer Zelle?
23 Stunden am Tag, wie es in der Untersuchungshaft üblich ist.
Eine kritische Betrachtung.

Von JUDITH HOCHSTRASSER

Es ist Jahrzehnte her, dass im Zürcher Kantonsrat über die Abschaffung der Einzelhaft abgestimmt wurde. Das Ansinnen kam wegen einer einzigen Stimme nicht durch. Und so ist die Situation heute noch immer dieselbe wie damals: Im Kanton Zürich ist es üblich, dass Untersuchungshäftlinge bis zu 23 Stunden am Tag allein in eine Zelle gesperrt werden. In anderen Kantonen sind das vielleicht auch mal «nur» bis zu 21 Stunden. So oder so: Alleinsein wirkt sich in der Praxis der Untersuchungshaft äusserst destruktiv aus – auf Menschen für die notabene die Unschuldsvermutung gilt.

Deswegen gibt Reto Volkart, Leiter des Zürcher Zentrums für Psychotherapie, zu bedenken: «Vielen Leuten geht es in dieser Situation so schlecht, dass ein massiver Geständnisdruck erzeugt wird. Und das ist ein anderes Wort für Folter.» Der Fachpsychologe hat schon in den 1980er-Jahren zusammen mit Kollegen verschiedene Studien an Häftlingen im Kanton Zürich durchgeführt. Diese hatten zwar viel Echo ausgelöst, aber, wie Volkart feststellt: «Das Thema verschwindet immer wieder in der Versenkung, nur wenn etwas passiert, wird es hochgekocht.»

Potenziell traumatisch

Dabei ist man nie so allein wie im Untersuchungsgefängnis. Natürlich gibt es auch dort soziale Interaktionen, zum Beispiel mit dem eigenen Anwalt. Aber man kann nicht selbst darüber bestimmen, ob und wann man mit jemandem telefonieren, geschweige denn jemanden treffen kann. Reto Volkart umreist die Ausnahmesituation genauer: Da ist einmal der Reizentzug, der Häftling wird von Eindrücken abgeschirmt. Ausserdem wird er sozial isoliert und räumlich extrem eingeengt. Das alles diene einem ganz bestimmten Zweck: der Erzeugung eines Geständnisses. Gemäss Volkart ist das Ganze «potenziell traumatisch».

Bei manchen Häftlingen können schnell massive psychische Auswirkungen beobachtet werden. Der Psychotherapeut zählt so viele Symptome auf, dass es schwindlig macht. Wegen der Reizunterversorgung könne es zu halluzinatorischen Phänomenen kommen. Der Gefangene hört und sieht also Dinge, die nicht da sind. Manchmal steigere sich das bis zum paranoiden Verfolgungswahn. Viele Einzelhäftlinge hätten ausserdem mit grossen Ängsten zu kämpfen; vor dem Sterben, vor Krankheiten. Im Unterschied zu Gemeinschaftshäftlingen hätten sie in den Studien sehr oft den Satz geäussert: «Ich hatte das Gefühl, es würde etwas Schreckliches passieren.»

Manche Menschen würden in der Untersuchungshaft emotional extrem instabil, sodass sie wegen nichtigen Auslösern ausrasten – «Zuchthausknall» wird das genannt. Andere wiederum verfielen in Apathie und Depression. Das erzwungene Alleinsein könne zudem kognitive Beeinträchtigungen zur Folge haben: Sätze können nicht mehr richtig formuliert werden, sich zu konzentrieren geht nicht mehr. Und manche Gefangene fühlen sich sehr beeinflussbar. Sobald sie nämlich mit einer Person reden können – was in dieser Situation oft in den Verhören der Fall ist – seien sie sehr auf diese fixiert und passten sich ihr an.

«Nicht menschenrechtskonform»

In der Isolation der Einzelzelle kann es auch dazu kommen, dass sich jemand selbst als fremd wahrnimmt, oder so, als ob es ihn selbst nicht mehr geben würde. Depersonalisation nennt sich dieses Phänomen. Wer monatelang in Einzelhaft verbringt, entwickelt oft auch körperliche Symptome, wie Volkart erklärt: Schwindel, Schweissausbrüche, Schlaf- und Verdauungsstörungen.

In der Schweiz ist es der Normalfall, dass in Untersuchungsgefängnissen Einzelhaft angeordnet wird. Das ist gemäss Volkart nicht menschenrechtskonform. Auch der Zürcher Strafverteidiger Diego R. Gfeller findet: «Wenn man monatelang allein in eine Zelle eingesperrt ist, 23 Stunden am Tag ohne Möglichkeit zu sozialer Interaktion, dann ist das aus Sicht der Menschenrechtskonvention fragwürdig.» Er ist ausserdem davon überzeugt, dass es aufgrund der Bedingungen zu falschen Geständnissen kommen kann. Die Entlassung aus der Haft werde regelmässig subtil oder offen an ein Geständnis geknüpft. So scheine es einem Gefangenen bisweilen die bessere Option zu sein, ein falsches Geständnis abzulegen, selbst wenn er in einer späteren Gerichtsverhandlung freigesprochen werden könnte. Gerade Schweizerinnen und Schweizern ohne Vorstrafen, denen keine schweren Taten vorgeworfen werden, drohe nach einem Geständnis schliesslich oft «nur» eine Geldstrafe auf Bewährung. Dabei würden aber die Auswirkungen der Verurteilung oft unterschätzt; zum Beispiel Stellenverlust, der Verlust des Fahrausweises, Schadenersatzzahlungen, ein kaputtes Ansehen.

Der Unschuldige und das Geständnis

In Untersuchungshaft zu sitzen, ist eine psychologische Extremsituation. Die Menschen entwickeln unterschiedliche Strategien, um das erzwungene und umfassende Alleinsein auszuhalten. Psychotherapeut Reto Volkart erzählt von Häftlingen, die in der Fantasie durch ganz Europa reisen. Oder sich hochkomplexen mathematischen Problemen widmen. Grundsätzlich könne man sagen, dass «Leute, die aktiv versuchen, den Wirkungen der Einzelhaft entgegenzutreten, sie auch besser aushalten». Manche würden sich täglich zu Gymnastik zwingen, andere beten oder meditieren. Viele würden mit allen Mitteln versuchen, die soziale Isolation zu durchbrechen, «durch Zettelchen, versteckte Nachrichten oder Klopfzeichen» – oder indem sie sich intensiv mit den Insekten in der Zelle befassten.

Anwalt Gfeller hat ausserdem ein interessantes Phänomen beobachtet: «Wer sich als Opfer der Situation und unschuldig im eigentlichen Sinne versteht, für den ist die Untersuchungshaft eine grössere Belastung als für den, der weiss, dass er etwas gemacht hat, dies aber vor Gericht nicht zugeben will.» Das Verständnis für die eigene Schuld sei ein entscheidender Faktor für die Frage, wie man die Untersuchungshaft verkrafte. ●



JUDITH HOCHSTRASSER (*1977) ist Ko-Leiterin des Forschungsmagazins *Horizonte* und Wissenschaftsredaktorin für Geistes- und Sozialwissenschaften beim Schweizerischen Nationalfonds. Diesen Artikel schrieb sie ursprünglich für das Magazin *Doppelpunkt*.

«In der Isolation der Einzelzelle kann es auch dazu kommen, dass sich jemand selbst als fremd wahrnimmt, oder so, als ob es ihn selbst nicht mehr geben würde.»

U-Haft in der Schweiz

«Eine Türe steht uns allen offen – die ins Gefängnis. Denn in Untersuchungshaft kann jeder und jede kommen, egal ob er oder sie nun im Sinne des Gesetzes schuldig ist oder nicht.» (humanrights.ch)

In Schweizer U-Haft-Gefängnissen sind die Betreuung, die Beschäftigung und die Kontaktmöglichkeiten deutlich tiefer als im Normalvollzug. Die Regelung fällt in die Zuständigkeit der Kantone; einheitliche Standards fehlen. Zudem gibt es viele kleine Gefängnisse in der Schweiz, die weder die Infrastruktur noch die Personalressourcen haben, um eine grundrechtsverträgliche U-Haft zu gewährleisten. Die meisten Gefangenen in U-Haft verbringen pro Tag 23 Stunden in ihrer Zelle. Eine Stunde ist für einen Spaziergang gedacht, wobei in einigen Gefängnissen sogar dieser auf eine halbe Stunde gekürzt wird. Dies führt unter Berücksichtigung der Tatsache, dass der/die Gefangene in U-Haft meistens in Einzelzellen untergebracht ist zu einer faktischen Isolationshaft. In einigen Kantonen gilt zudem ein striktes Telefonverbot – in Zürich ist es sogar verboten, mit der eigenen Anwältin bzw. dem eigenen Anwalt zu telefonieren. Teilweise herrscht auch ein komplettes Besuchsverbot. Ein besonders belastendes Moment ist die unvorhersehbare Dauer der U-Haft. ○



Fluchort **BEETE**

Der Garten lenkt von Sorgen des Alltags ab.
Er verströmt Zuversicht und Hoffnung.
Ein Erfahrungsbericht aus dem Reich der Blumen.

Von ROLAND GRÜTER

Das es die Menschen in Krisenzeiten in die Natur zieht, wundert mich kein bisschen. Denn insbesondere wenn uns das Leben fremd und bedrohlich scheint, schätzen wir vertraute und beständige Werte besonders. Sie vermitteln uns jene Sicherheit, die wir in Krisenzeiten missen. Denn auch wenn uns das Leben wie ein Tsunami vorkommt, die Sonne geht morgens auf und abends wieder unter. Und so sehr wir am Morgen zweifeln, die Natur futiert sich darum und stimmt weiterhin eine Hymne auf das Leben an. Gerade im Frühling zeigt sich, welche Wunder sie damit bewirkt. Man sagt, die Zeit lasse über alles Gras wachsen. Ich meine: Die Natur ist darin weit geübter.

Diese Beharrlichkeit, die der Natur zugrunde liegt, hat etwas Beruhigendes und Tröstliches – weshalb es viele Menschen in Corona-Zeiten in den Hobbygarten zieht. Das Interesse daran ist offensichtlich gewachsen. Denn wie mir Samenzüchter berichteten, werden ihre Bestände seit der Pandemie regelmässig leergekauft. Und gewisse Gärtnereien nehmen Onlinebestellungen schon gar nicht mehr entgegen, weil sie zu wenig Pflanzen vorrätig haben oder es kaum schaffen, diese zeitgerecht auszuliefern. Kurzum: Das grüne Geschäft blüht, und die Liebe zur Natur lodert lichterloh.

Auch mir schenkt der Garten immer wieder Trost und Zuversicht. Den ersten schuf ich vor 40 Jahren. Damals sollte ein Haus abgerissen werden, im umliegenden Garten standen prächtige Stauden. Diese sollten allesamt plattgemacht werden. Also griffen meine damalige Nachbarin Heidi und ich zum Spaten. Wir gruben Pfingstrosen und Gräser aus, pflügten den Rasen vor unseren Parterrewohnungen um und bepflanzten die ausgehobenen Beete mit dem geretteten Grün. Damals stand ich mitten in der Sinnsuche, hatte keine Ahnung, wohin mich mein Leben führen sollte. Die Erfahrung, mit den Händen etwas Sinnvolles erschaffen zu haben, gab mir neue Power. Überdies kam ich dadurch zur Überzeugung, selbst ein scheinbar vorbestimmtes Elend in etwas Schönes umkehren zu können. Diese Erkenntnis trage ich noch immer durchs Leben.

Ohne Zweifel: Der Garten hat mich vieles über das Leben und mich selber gelehrt. Geht es mir schlecht oder muss ich über etwas besonders intensiv nachdenken, greife ich regelmässig zur Hacke. In meinem Garten überstand ich schon manche Lebenskrise, denn darin lassen sich Kummer, Wut und Sorgen wunderbar verarbeiten (und manchmal auch vergraben). Vor allem langweilige Gartenpflichten – allen voran das Jäten! – wirken klärend. Irgendwann verliert man sich in der Monotonie, Denkreise lösen

sich auf, Probleme wiegen leichter. Im Idealfall fallen einem ohne jeglichen Krampf neue Einsichten zu. Buddhistische Mönche müssen deshalb am Anfang ihres Lehrwegs erst ewig lang Steine ordnen und dürfen erst später gewichtigere Aufgaben anpacken. Als Metapher dafür, dass Grosses meist im Kleinen anfängt.

Corona hat mich noch näher an das Stückchen Erde, das ich bearbeite, gebunden. Es war für mich Fitnessstudio und Psychotherapeut zugleich und hat mich regelmässig von all dem Elend abgelenkt, das wir alle seit Monaten erleiden müssen. Wenn immer die Nachrichten über die Corona-Misere, die Beschlüsse, die Zahlen der Erkrankten oder Toten aus meinem Radio plätscherten, zog es mich nach draussen in den Garten. Ich musste mich bloss auf die Liege setzen, die mitten in den Beeten steht, den Blick über das Grün schweifen lassen und schon rückte Corona in weite Ferne. Und die Isolation, die uns das blöde Virus aufzwingt, wird jeweils für ein paar Minuten zur grossen Freiheit. In freier Natur ist Staunen angesagt, nicht Hadern, Freude statt Frust.

Vor sieben Monaten bin ich umgezogen und habe in meinem neuen Zuhause einen neuen Garten angelegt. Er wird wohl mein letzter sein. Der Garten ist ein farbiges, üppiges Paradies. Darin wachsen zuhauf bunte Blumen. Schon bald werden Schmetterlinge herbeiflügel, um sich an deren Nektar zu bedienen. Noch sind die neu gepflanzten Stauden jung und zart. Doch die ersten tragen bereits Blüten. Alles wird gut. ●



ROLAND GRÜTER (*1960) ist Journalist. Er schreibt auf dem Onlineportal *zeitlupe.ch* regelmässig Gartenkolumnen. Zur entsprechenden Serie gehört auch dieser Artikel. Er ist mitverantwortlich für das *Vögele Kultur Bulletin*.



Wo Menschen Nähe suchen – und einander trotzdem fremd bleiben

Alle sprechen vom «Wir»-Gefühl. Aber was bedeutet dieses «Wir» tatsächlich für jede und jeden Einzelnen sowie für uns alle? Die Antworten auf diese Frage sind ernüchternd, wie eine repräsentative Studie zeigt.

Von JUTTA ALLMENDINGER und JAN WETZEL

Das «Wir» wird vereinnahmt. Alle sprechen davon, reklamieren es für sich, kommentieren seinen Untergang und beschwören seine Wiederauferstehung. Das «Wir» steht hinter parteiübergreifenden Appellen zum sozialen Zusammenhalt der Gesellschaft. Was aber ist das «Wir»? Unsere Daten zeigen: Das «Wir» steht für die Familie und die Freunde, es ist ein eng umrissenes «Wir». Es äussert sich nicht in einem grösseren Engagement für die Gesellschaft oder in mehr Interesse für Politik, es steht nicht für ein aktiv gelebtes, bürgerschaftliches «Wir».

Für den Zusammenhalt unserer Gesellschaft reicht dieses «Wir» nicht aus. Zu klein ist die Familie, zu klein der Freundeskreis. Es sind Bande unter Menschen, die sich von Geburt an oder durch engen, alltäglichen Kontakt sehr ähnlich sind. Ähnlich in ihrer regionalen, kulturellen und politischen Herkunft, ähnlich in Bildung, Einkommen und Vermögen, ähnlich auch in ihrem Zugang zur Welt.

Für fast 80 Prozent der Menschen ist es persönlich sehr wichtig, ein «Wir»-Gefühl zu haben, aber nur knapp 25 Prozent glauben, dass dies auch für ihre Mitmenschen wichtig ist. Sie selbst haben das «Wir», die anderen Menschen dagegen nicht, so denken sie. Der Unterschied zwischen der Bewertung eigener Einstellungen und der Einstellung anderer ist riesig. Und so gross wie bei kaum einem anderen gesellschaftlichen Thema. Man sieht eine Distanz zwischen Menschen, die sich nicht kennen. Es fehlt der Kitt, der sie zusammenhält.

Misstrauen verhindert das «Wir»

Der Kitt hat einen Namen. Er heisst Vertrauen. Und reicht weiter als nur bis zu Freunden oder Bekannten. Nach dem britischen Soziologen Anthony Giddens heisst Vertrauen, den Akteuren, die man nicht kennt und über die man gar nicht oder nur wenig informiert ist, «Redlichkeit» oder «Zuneigung» zu unterstellen.

Die *Vermächtnisstudie* (siehe Box nächste Seite) ist diesem Vertrauen nachgegangen. Nur ein Viertel der Befragten zeigt ein hohes Vertrauen in die Mitmenschen, fast 40 Prozent ein geringes. Befragte mit hoher Bildung und gutem Einkommen vertrauen den anderen Menschen besonders häufig. Bildung und ein gutes Einkommen sichern also nicht nur die gesellschaftliche Teilhabe, sondern auch

das allgemeine Vertrauen in die Mitmenschen. Menschen mit einem grossen Vertrauen sehen sich eher als andere in Übereinstimmung mit den anderen.

Wie hängt das Vertrauen mit dem «Wir»-Gefühl zusammen?

Wer grosses Vertrauen in seine Mitmenschen hat, glaubt eher als andere, dass das «Wir» den anderen auch wichtig ist. Vertrauen schafft die Basis für ein «Wir», das nicht mit Abschottung von den anderen verbunden ist.

Grosses oder geringeres Vertrauen macht sich in moralischen Urteilen über die Mitmenschen bemerkbar, etwa bei der Wichtigkeit von Gesundheit, von eigenen Kindern. Und nicht zuletzt bei der Frage nach der Wichtigkeit von Erwerbsarbeit, die wie kein anderer Bereich des Lebens für die Teilhabe in der Gesellschaft steht. So glauben Menschen, die grosses Vertrauen haben, häufiger als andere, dass allen anderen die Erwerbstätigkeit auch so wichtig ist wie ihnen selbst. Das ist aufschlussreich zum Beispiel für die Debatte um das bedingungslose Grundeinkommen. Sie ist eben durch das Misstrauen gegenüber den anderen geprägt, so die Meinung der Skeptiker. Man selbst würde sicher auch mit Grundeinkommen arbeiten gehen. Aber die anderen? Wahrscheinlich nicht – jedenfalls sollte man es nicht darauf ankommen lassen, Geld ohne nachprüfbare Gegenleistung zu verteilen.

Wenn Vertrauen so wichtig ist, stellt sich die Frage, wo und wie man es gewinnen kann. Aus der Forschung wird deutlich, dass man Vertrauen im Grossen nur entwickeln kann, wenn man gute Erfahrungen im Kleinen gemacht hat. Es geht also um Orte, die beides verbinden: vertrauensvolle Erfahrungen, die sich verallgemeinern lassen, ohne auf konkrete Personen oder gemeinsame Eigenschaften beschränkt zu sein. Es hilft, im ständigen Austausch zu stehen, gemeinsam zu leben.

Nachbarschaft als kollektives Gedächtnis

Ein Ort, der dies möglich macht, ist die Nachbarschaft. Hier kennt man zwar manche Leute, aber nicht alle. Die Nachbarschaft ist ein kollektives Gedächtnis über konkrete Erfahrungen von Vertrauen, das sich mit vermitteltem Wissen mischt, zum Beispiel aus den Nachrichten. Gute Nachbar-

schaft fördert allgemeines Vertrauen, das gleichzeitig in der Lebenswelt verankert ist. Unsere Ergebnisse der *Vermächtnisstudie* zeigen, dass Vertrauen in die Nachbarn und allgemeines Vertrauen in die Mitmenschen tatsächlich eng miteinander zusammenhängen.

Auch ein soziales Jahr schafft Orte der Begegnung, denn es wird meist zunächst mit fremden Menschen verbracht. Auch Schulen können solche Orte sein, in denen Kinder mit ganz unterschiedlicher Herkunft zusammen unterrichtet werden. Ebenso Sportvereine und Orte, wo ehrenamtliche Tätigkeiten verrichtet werden. Man kann aber auch über ganz neue Wege nachdenken. Der Sozialpsychologe Harald Welzer hat unlängst das «80:20-Modell» vorgeschlagen. 80 Prozent der Arbeits- und Ausbildungszeit sollen Menschen ganz normal in der Schule oder im Betrieb verbringen. In den restlichen 20 Prozent können sie gemeinnützige Arbeit leisten – vom Kind bis zum Rentner. Damit besteht die Möglichkeit, echte Erfahrungen zu machen, seien sie gut oder schlecht. Sie können die blossen Bilder korrigieren, die man von den anderen hat.

Verlust von Gemeinschaftsräumen

Die gute Botschaft ist, dass sich die meisten Menschen all dem nicht versperren. Ein verpflichtendes soziales Jahr befürwortet über die Hälfte der befragten Deutschen. In Stadtvierteln, in denen arme und reiche Menschen nebeneinanderleben, befürworten es 75 Prozent, fast niemand ist dagegen. Da lässt sich mehr tun, als die Politik im Moment anpackt.

Zunächst aber muss die Diskussion weg vom «Wir», hin zum «Vertrauen». Denn ein «Wir»-Gefühl allein hilft nicht unbedingt gegen die gefühlte Distanz zu den Mitmenschen. Gute Nachbarschaft und gegenseitiges Vertrauen wahrscheinlich schon. Das spiegeln nicht zuletzt die Debatten um Landflucht, Einbruchdiebstahl und hohe Mieten in den Grossstädten wider. In allen diesen Fällen ist aber nicht in erster Linie ein «Wir»-Gefühl bedroht, wie dort oft behauptet wird. Es geht um den Verlust von Räumen, in denen ein Zusammenleben aller möglich ist. Orte, die Grundlage einer Gesellschaft sind, die Probleme gemeinsam bewältigen kann, ohne den Einzelnen auf Bekenntnisse zu einem «Wir» verpflichten zu müssen. ●



Foto: David Ausserhofer

Prof. Dr. h.c. JUTTA ALLMENDINGER (*1956) ist Präsidentin des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung (WZB) und Professorin an der Humboldt-Universität zu Berlin sowie Honorarprofessorin an der Freien Universität Berlin.

JAN WETZEL (*1991) hat Soziologie und Kommunikationswissenschaft an den Technischen Universitäten Dresden und Berlin studiert. Er ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung und promoviert an der Technischen Universität Dresden.



Die Vermächtnisstudie

Kennen wir uns eigentlich selbst? Wissen wir, was wir wollen, was wir schätzen an unserem Leben und was wir gerne nachfolgenden Generationen mit auf den Weg geben würden? Worauf könnten wir verzichten? Diese und andere Fragen sind Thema der Vermächtnisstudie, welche *DIE ZEIT*, infas (Institut für angewandte Sozialwissenschaft GmbH) und das WZB (Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung) initiiert haben. Über 3000 Menschen in Deutschland sind für diese repräsentative Studie in einem persönlichen Interview befragt worden. Was sie preisgegeben haben, zeigt die Welt, die wir erleben wollen. ○



Wie resilient ist die Schweizer Bevölkerung in Zeiten von Corona?

Swissfuture fördert als neutraler Verein und Mitglied der Schweizerischen Akademie für Geistes- und Sozialwissenschaften SAGW die Zukunftsforschung und -gestaltung in der Schweiz. Dafür führt sie regelmässig repräsentative Studien durch.

Im November 2020 haben über 7000 Personen in der Schweiz an der Umfrage des *Hoffnungsbarometers* teilgenommen. Das Fazit: Die Schweizer Bevölkerung hat das Corona-Krisenjahr 2020 zwar mehrheitlich als belastend empfunden. Aber die meisten Menschen haben offenbar mehr Hoffnungen als Ängste und verfügen über eine positive Einstellung der Zukunft gegenüber. Konstruktive Bewältigungsstrategien wie Akzeptanz, positives Reframing (Neubewertung), Selbststeuerung und aktive Bewältigung stehen im Vordergrund. Viele geben auch an, im Krisenjahr durch den Umgang mit Schwierigkeiten, Unsicherheiten und Herausforderungen innerlich gewachsen zu sein. Die positive Selbstwahrnehmung, der freundliche Umgang mit anderen Menschen und der Optimismus haben demnach an Bedeutung gewonnen.

Alles in allem, so die Studie, zeige die Umfrage, dass eine grosse Mehrheit der Schweizer Bevölkerung eine starke Resilienz im Umgang mit der Krise habe. ○



Neue Räume für die **Kunst**

Auch das Vögele Kultur Zentrum musste coronabedingt viele Wochen schliessen – die Verantwortlichen haben die Zeit für neue Projekte genutzt. Sie bringen Kunst, Kultur und das Publikum in digitalen Räumen zusammen – aber auch analog in Industriehallen.

«Ohne Kunst und Kultur wird's still» – mit diesem Satz machten Kulturschaffende in sozialen Medien über Wochen auf die Bedeutung ihrer Arbeit aufmerksam. Denn Corona liess für bildende Künstler radikal den Vorhang fallen. Ausstellungen und Auftritte entfielen und damit ein Ein- und Auskommen der Betroffenen. Mit verheerenden Folgen: Wie eine aktuelle Studie zeigt, waren deren Gewinneinbussen im Jahr 2020 sogar grösser als jene der Reisebranche (siehe Box nächste Seite). «Deshalb war es mir wichtig, der Kunst und Künstlern in diesen schweren Zeiten neue Bühnen einzurichten», sagt Monica Vögele, Präsidentin des Stiftungsrates der Stiftung Charles und Agnes Vögele. Da das Vögele Kultur Zentrum in Pfäffikon ebenfalls von den Einschränkungen betroffen war, hat das Team um Monica Vögele dafür andere Wege eingeschlagen: «Wir haben die Not zur Tugend gemacht – und in Coronazeiten zwei wichtige Projekte lanciert.»

Zum einen schufen die Vögele-Verantwortlichen für Kunst- und Kulturschaffende einen virtuellen Raum. Auf *kultur.digital* werden unter anderem «Recherche-Splitter» aufgearbeitet. Denn in den Recherchen zu den Ausstellungen im Vögele Kultur Zentrum treffen die wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen auf viele inspirierende Persönlichkeiten, tragen verblüffende Fakten zusammen oder stossen auf überraschende Zusammenhänge. Doch nur ein kleiner Teil dieses Wissensschatzes lässt sich in den Schauen abbilden – der überwiegende Rest fristete folglich ein stilles Dasein auf den Festplatten der Verantwortlichen. «Das wollen wir ändern», sagt Monica Vögele: «In Zukunft teilen wir Fundstücke mit Interessierten auf unserer neuen Onlineplattform *kultur.digital*.» Unterhaltsam und tiefgründig werden dort gesellschaftlich relevante Fakten und Fragen zu Kunst und

Kultur aufgearbeitet. Auf dieser digitalen Bühne treten unter anderem auch schon mal Poetry Slammer auf – aber auch Experten verschiedenster Bereiche, lesenswerte Autoren oder Kulturschaffende. «Damit bieten wir fortan auch online gesellschaftliche und kulturelle Denkanstösse, die mithelfen, die Gegenwart besser zu verstehen», so Monica Vögele.

Zum anderen lancierte das Vögele-Team im Sommer 2020 die Serie *Kunst entsteht...* Junge Schweizer Künstler schufen damals im Vögele Kultur Zentrum jeweils an Wochenenden Kunstwerke vor einem Livepublikum, und das Interesse daran war riesig. «Der Dialog war für Kunstschaffende und Beobachter gleichermaßen anregend», bilanziert Monica Vögele, «deshalb setzen wir das Projekt schon bald in unserem Haus in Pfäffikon fort.» Diesen Frühling wurde *Kunst entsteht...* überdies erstmals auch ausserhalb des Kulturbetriebes umgesetzt. Abigail Janjic, Mathias Lüscher, Markus B. Komminoth durften im Neubau des Hightech-Unternehmens BC-TECH AG in Domat/Ems die Sichtbetonwände von Sitzungszimmern, Gängen und Kantinen gestalterisch bearbeiten, und Mitarbeitende und Besucher schauten den Schweizer Nachwuchskünstlern zu. Auch diese Aktion war sehr erfolgreich. «Kunst und Industrie haben mehr gemeinsam, als es auf den ersten Blick scheint», sagt Monica Vögele: «In beiden Welten geht es letztendlich ums Handwerk, die Auseinandersetzung mit dem Material und die Umsetzung guter Ideen.» ○

Mehr Infos über *Kunst entsteht...* lassen sich auf voegelekultur.ch ansehen. Und die neusten Beiträge auf *kultur.digital* können Sie hier einsehen: voegelekultur.ch/kultur-digital

Die Ausstellungen im Vögele Kultur Zentrum

Aktuell: Die Ausstellung **zu Tisch** bleibt bis 25. Juli 2021 geöffnet.
Sie beschäftigt sich mit den unterschiedlichsten Aspekten unserer Esskultur.
Eine gute Gelegenheit, über eigene Gewohnheiten und Verhaltensweisen nachzudenken.



Ein deutsches Magazin hat unlängst berechnet: Wir verbringen insgesamt fünf Lebensjahre mit Essen und weitere drei mit Kochen. Allein diese Zahlen verweisen auf die Bedeutung, die wir unserer Ernährung beimessen. Darin geht es aber nicht nur darum, unseren Hunger zu stillen, den Körper mit neuer Energie zu speisen – Essen ist oft auch ein sozialer Akt. Wir setzen uns mit anderen Menschen an einen Tisch, um mit ihnen Freuden und Ärgernisse, Gedanken und Erlebnisse zu teilen. Zwischen Vorspeise und Dessert erdenken wir neue Welten oder reissen alte ab. Am Esstisch wird geliebt, getrauert und gehadert – fast kein Thema, das nicht auf den Tisch kommt.

In den vergangenen Monaten aber konnten wir meist nur allein oder mit ausgewählten Menschen Platz am Küchentisch nehmen. Dabei wurde wahrscheinlich vielen Menschen gewahr, dass selbst die erlesensten Speisen nur halb so gut schmecken, wenn die Stühle leer bleiben. Darauf verweist auch die neu-alte Ausstellung *zu Tisch* im Vögele Kultur Zentrum, welche die Bedeutung, die Lust, den Druck und die Verantwortung unserer Ernährung ausführt. Anfang November 2020 wurde *zu Tisch* vor kleinem Publikum er-

öffnet, dafür hatten die Kuratorinnen Monica Ursina Jäger und Sarah Wirth zwei Jahre lang Exponate der Wissenschaft und vieler Künstler zusammengetragen. Dann aber kam der Lockdown, und das Vögele Kultur Zentrum musste geschlossen werden. Seit ein paar Wochen steht die wechselreiche Ausstellung Besucherinnen und Besuchern wieder offen – unter Einhaltung strengster Sicherheitsmassnahmen. Die Ausstellung scheint dringlicher denn je.

Zur Erinnerung: *zu Tisch* präsentiert die neusten Fakten zur Ernährung, räumt mit Mythen auf und regt zum Nach- und Weiterdenken an: Woher kommen unsere Nahrungsmittel? Wer bekommt was und wie viel? Welche Emotionen spielen beim Essen eine Rolle und wie viel Einfluss haben sie auf unser Verhalten? Und gibt es eine Möglichkeit, die Menschheit in Zukunft nachhaltig zu ernähren? Die vielen Facetten zeigen: Essen macht nicht nur satt und glücklich. Mit der Wahl, womit wir unsere Teller füllen, können wir selbst das Weltgefüge ein ganz klein wenig mitgestalten. Insofern ist Essen auch immer ein wenig Politik. Die Ausstellung im Vögele Kultur Zentrum in Pfäffikon bleibt bis 25. Juli 2021 geöffnet. ○

UNMÖGLICH?

Ab 12. Oktober 2021:

Die Ausstellung *unMÖGLICH?* – Was Wünsche leisten können

Die Wissenschaft ist sich einig: Es täte uns gut, täglich unsere Wünsche und Visionen zu pflegen. Denn sie sind weit mehr als nur ein hübscher Zeitvertreib. Sie sind ein bedeutender Antrieb für Veränderungen und Entwicklungen – für uns als Individuen, aber auch für Familie, Gesellschaft und Nationen. Sich etwas zu wünschen mag banal und einfach erscheinen. Doch

es stellt uns vor so manche Herausforderung: Wissen wir überhaupt, was wir genau wollen? Haben wir den Mut, das scheinbar Unmögliche zu träumen? Welche Fähigkeiten brauchen wir, um tieferliegende Bedürfnisse umzusetzen? Müssen alle Sehnsüchte zur Realität werden? Und wann ist es Zeit loszulassen? ○

Die Ausstellung lädt dazu ein, die eigenen Grenzen zu sprengen und sich seinen Wünschen zu stellen. Bis 20. März 2022.

Alle Infos per Newsletter!

Abonnieren Sie bis 25. Juli 2021 die *Vögele Kultur News* und gewinnen Sie mit etwas Glück zwei Eintritte für die Ausstellung *unMÖGLICH?*.

Schreiben Sie einfach eine Mail mit dem Betreff NEWSLETTER an: info@voegelekultur.ch.

Die Gewinner werden persönlich benachrichtigt.

UNMÖGLICH?

Was Wünsche leisten können

Ab 12. Oktober 2021 lädt die Ausstellung dazu ein, die eigenen Grenzen zu sprengen und sich seinen Wünschen zu stellen. Bis 20. März 2022.

VÖGELEKULTURZENTRUM

Pfäffikon SZ voegelekultur.ch